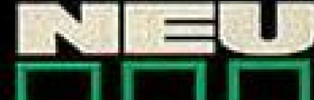
1,80 DM / Band 483
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Yeti ist da!

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Yeti ist da!

John Sinclair Nr. 483

von Jason Dark

erschienen am 06.10.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Yeti ist da!

Gibt es den Yeti - gibt es ihn nicht?

Seit langer Zeit stellten sich die Menschen immer wieder diese eine Frage. Viele Einheimische im Himalaya hatten ihn gesehen, sie schworen auf seine Existenz.

Andere hielten den Yeti für ein frühgeschichtliches Fabelwesen, das sich die Menschen ausgedacht hatten. Ich wußte nicht so recht, welcher Seite ich glauben sollte, bis ich den Yeti zum erstenmal sah.

Aber da hatte er schon sechsmal gemordet…

Zuerst hörte Dr. Mertens das Quieken, dann prallte etwas Rundes, Weiches gegen seine Oberschenkel, landete am Boden und huschte davon.

Mertens war stehengeblieben. In der Dunkelheit verzog er sein Gesicht. »Verdammte Ratten!«

Vor ihm erklang ein Lachen. Dann warf eine Stablampe ihren starken Lichtarm zurück und traf Mertens' Beine.

»Damit mußt du in diesen Kellern rechnen, Karl!«

»Du hättest mich zumindest warnen können, Jasper.«

»Was soll's? Komm, wir haben es gleich hinter uns.«

Die beiden Männer befanden sich in einem Kellerflur. Er war eng, roch muffig, besaß eine niedrige Decke und führte direkt zum Ziel. Jasper Moore ging vor. Er kannte sich aus, schließlich gehörte der Keller zu seinem Haus.

Die Lampe hielt er eingeschaltet, leuchtete jetzt in die entgegengesetzte Richtung, und das Ende des Strahls zeichnete einen Kreis auf die Tür. Sie bestand aus sehr dickem Material. Doppelte Holzbohlen waren übereinander geleimt und genagelt worden. Das Schloß hätte jedem Einbrecher große Mühe bereitet, nicht Jasper Moore, denn er besaß den Schlüssel und führte ihn behutsam in den schmalen Schlitz.

Sein Freund Karl Mertens schlenderte näher. Dabei schüttelte er den Kopf und lachte leise.

Moore richtete sich auf. »Was hast du?«

»Ich wundere mich eben über diesen Keller. Er kommt mir vor wie…« Karl hob die Schultern. »Wie jemand, der etwas zu verbergen hat. Verstehst du?«

»Nun ja, so könnte man es sehen.«

»Muß aber nicht, wie?«

»Nein. Das heißt, du wirst dich wundern, Karl. Ich zeige dir es, weil ich zu dir Vertrauen habe.«

»Das freut mich aber.«

»Warte es ab.« Jasper Moore legte seine Hand auf die mächtige Metallklinke. »Das ist mein Reich«, wisperte er und drückte vorsichtig die Tür nach innen.

»War das nicht mal eine Waschküche?«

»Richtig, mein Freund. Seit Anne nicht mehr ist, habe ich sie mir umgebaut, eine Heizung angelegt und den Raum zu einem Labor umfunktioniert.«

»Hast du ihren Tod überwunden?«

Moore schaute den Freund an. »Ja, längst. Sie hatte für meine Arbeit nie Verständnis. Anne hat mich immer behindert. Eigentlich war sie der Hemmschuh in meinem Leben, wenn du verstehst.«

»Nicht so ganz, aber du mußt es wissen.« Mertens kannte Anne und

hatte sie noch immer als nette Person in Erinnerung. Doch es war nicht einfach, mit einem Mann namens Jasper Moore verheiratet zu sein, denn als Wissenschaftler war er sehr eigen.

»Warte, Karl, ich gehe vor«, flüsterte Moore.

»Vergiß auch das Licht nicht.«

»Keine Sorge.«

Moore verschwand. Mertens hörte, wie er einen Schalter umlegte. Wenig später wurde es hell. Die beiden Lampen an der Decke warfen ihr Licht über Dinge, die einem Nichtwissenschaftler nur ein müdes Kopfschütteln abverlangt hätten. Vielleicht wäre noch jemand der Vergleich zu Frankensteins Labor eingefallen, so ähnlich sah es aus.

Was da an den dunklen und an einigen Stellen mit Stoff bespannten Wänden hing, paßte in ein Gruselkabinett. Es waren ausgestopfte Tierkörper und auch Tierköpfe.

Reh- und Hirschschädel, ausgestopfte Ratten, Eichhörnchen, Mäuse, Vögel, ein Fuchs und ein Frettchen. Auch Masken hingen an den Wänden. Jasper Moore hatte sie von seinen zahlreichen Asien-Reisen mitgebracht. Diese Erinnerungsstücke zeigten furchtbare Gesichter. Dämonische Fratzen, abstoßend oft und widerlich. Geöffnete Mäuler, große Augen, dunkel bemalt, schauerlich anzusehen.

Zwei Labortische standen im rechten Winkel zueinander. Auf dem einen hatten Werkzeuge und mit Lösungsmitteln gefüllte Flaschen ihre Plätze gefunden. Eine Tischplatte war freigelassen worden.

Hier konnte Dr. Moore in Ruhe arbeiten und die Tiere präparieren. Er war nicht nur Biologe, auch Tierpräparator. Auf diesem Gebiet war er zu einer Kapazität herangereift.

Dr. Mertens verzog ein wenig die Lippen, als er den Wildschweinkopf sah, der auf dem Tisch lag.

Sein Freund hatte bereits einen Teil der Haut und auch die Augen entfernt, die in einer gelblich schimmernden Flüssigkeit schwammen wie zwei Kugeln.

Jasper Moore stützte beide Hände auf die Tischplatte. »Gefällt es dir hier, Karl?«

Mertens hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Ich könnte mir schon etwas Besseres vorstellen.«

»Was denn?«

»Keine Ahnung. Nur habe ich zu deinem Hobby keine Beziehung. Wolltest du mir das zeigen?«

»Nein, auf keinen Fall. Diese Einrichtung ist uninteressant. Das Wichtigste kommt noch.«

»Und was ist das?«

Moore wollte noch nicht mit der Sprache heraus. Er schaute zu Boden und anschließend seinen Freund an. »Wenn ich es dir gleich zeige, wirst du mich für verrückt halten, aber das bin ich nicht. Was

du zu sehen bekommst, ist tatsächlich die Wahrheit und nichts als die Wahrheit.«

»Wir sind doch nicht am Gericht.«

»Es ist aber entscheidend.«

»Rück schon mit der Sprache raus!«

»Einen Augenblick, nur nicht so hastig. Was du gleich zu sehen bekommst, ist nicht ausgestopft, obwohl es sich nicht rührt. Ich habe es in einen tiefen Schlaf versetzt, aber es lebt.« Moore fuhr durch sein hellgraues Haar. »Es lebt, verstehst du?«

»Das erwähntest du.«

»Ist gut. Ich mache es nicht umsonst so spannend, denn wir stehen an einer entscheidenden Wende. Hast du das begriffen?«

»Noch nicht.«

»Das wirst du gleich.« Moore zögerte noch und schaute Karl Mertens skeptisch an.

»Was hast du?«

»Bist du mein Freund, oder bist du es nicht?«

»Ich bin es.«

»Dann wirst du auch den Mund halten, über das, was du gleich zu sehen bekommst.«

»Wenn du meinst.«

Moore faßte Karl Mertens an und schüttelte ihn durch. »Mensch, nimm es nicht auf die leichte Schulter! Das ist kein Spaß mehr.«

»Ich glaube dir ja, Jasper. Aber ich möchte auch sehen, was du mir da zu zeigen hast.«

Moore nickte und beugte sich vor. »Geh mal einen Schritt zur Seite, Karl.«

Mertens wußte noch immer nicht, was sein Freund vorhatte. Jasper war etwas verschroben, ein Sonderling, der sich mit vielen Dingen beschäftigte, über die seine Kollegen nur müde lächeln konnten.

Mertens aber hatte ihn ernst genommen, so war in den letzten Jahren zwischen den beiden Männern eine Freundschaft gewachsen. Und jetzt wollte Jasper ihn in ein großes Geheimnis einweihen.

Das Licht reichte aus, um den Raum zu beleuchten. Es strahlte aber nicht unter die Tische, wo zwei dunkle Inseln lagen. Unter einem Tisch holte Moore etwas hervor.

Der Gegenstand schabte über den Boden, weil Jasper ihn nicht abhob. Sekunden später geriet er in Karl Mertens' Blickfeld, und der Mann glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Was er da zu sehen bekam, war unwahrscheinlich, unglaublich, so daß es ihm die Sprache verschlug.

Jasper Moore hatte unter dem Tisch einen weißen Kindersarg hervorgezogen!

Mertens ging noch weiter zurück und schüttelte den Kopf. Er war

momentan nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu sagen, deshalb schüttelte er den Kopf.

Moore richtete sich nicht auf. In der gebückten Haltung sprach er seinen Freund an. »Faß mal mit an, bitte.«

»Was soll ich?«

»Heb den Sarg mit an. Ich will ihn hier auf den Tisch stellen und vor deinen Augen öffnen.«

»Warum das?«

»Warum, warum? Weil ich dir zeigen will, was in diesem Sarg steckt. Das ist mein großes Geheimnis. Verstehst du nicht?«

»Nein.«

»Heb ihn mit an.«

Mertens blieb nichts anderes übrig, als sich zu bücken. Er schüttelte den Kopf, stöhnte einige Male auf und half seinem Freund, den weißen Kindersarg in die Höhe zu hieven.

Er war ziemlich schwer, und Karl dachte daran, daß in dem Sarg möglicherweise ein totes Kind lag.

Als die weiße Totenkiste auf dem Tisch stand, fragte er danach.

»Hast du da ein totes Kind…?«

Jasper Moore lachte heiser. »Nein, aber fast.«

»Wieso?«

»Wir werden den Sarg öffnen, dann kannst du es sehen.«

»Wenn du ein Verbrechen begangen hast, Jasper, kann ich dich unmöglich decken.«

»Das brauchst du auch nicht, mein Lieber.« Er atmete aus und rieb seine Hände. Als er Mertens ansprach, brachte er seinen Mund dicht an dessen Ohr. »Was ich dir gleich zeigen werde, ist so unwahrscheinlich und revolutionierend, daß die Welt mir kaum glauben wird. Ich habe endlich das gefunden, wonach ich so lange gesucht habe.«

»Da bin ich aber gespannt.«

»Das kannst du auch sein, mein lieber Freund.« Jasper schob Karl zur Seite und machte sich an den seitlich angebrachten Verschlüssen des weißen Sargs zu schaffen. Er brauchte sie nur in die Höhe zu klappen, um den Deckel anheben zu können.

»Und jetzt paß auf«, sagte er. Er schaute Karl Mertens noch einmal ins Gesicht - und packte zu.

Der Deckel verschwand vom Unterteil. Beide Männer hatten freie Sicht.

»Da liegt er!« flüsterte Jasper Moore nicht ohne Stolz in der Stimme.

Mertens schüttelte den Kopf und schaute auf das pelzige Etwas, das sich nicht rührte.

»Was ist das?« hauchte er.

Jasper Moore gab ihm flüsternd die Antwort. Und er sprach dabei

jedes Wort genau betonend aus.
»Ein Yeti, mein Lieber. Das ist ein Yeti…«

***

»Du bist verrückt!« Die Antwort rutschte Karl Mertens einfach heraus, doch Jasper nahm sie ihm nicht einmal übel. Er hob nur die Schultern. »Es stimmt, Karl, das ist ein Yeti.«
Mertens streckte den Arm aus. Mit der Spitze des Zeigefingers deutete er in den Sarg. »Dieser komische Fellklumpen soll ein Yeti sein, den es angeblich nicht gibt?«
»Es gibt ihn. Er liegt vor dir.«
Mertens winkte ab. »Okay, Jasper, für dich ist das ein Yeti. Ich aber gehe davon aus, daß Yetis, falls es sie überhaupt gibt, eine gewaltige Größe besitzen. Yetis passen in keine Kindersärge.«
»Im Normalfall nicht. Dies aber ist ein Yetibaby.«
»Und woher hast du es?«
»Von meiner letzten Reise mitgebracht. Ich war im Himalaya. Gute Freunde schmuggelten es durch den Zoll. Jetzt habe ich es mit in die Staaten gebracht.«
Karl Mertens konnte es nicht fassen. Er glaubte die Dinge nicht, die man ihm erzählte. Dennoch fragte er: »Kann ich ihn mir einmal genauer anschauen?«
»Bitte, dafür habe ich dich geholt. Du bist der einzige, der davon weiß. Denk daran, daß du jetzt ein Geheimnisträger bist, mein Junge.« Er schlug ihm auf die Schulter. »Schau dir das Yetibaby in Ruhe an, dann sage mir bitte deine Meinung.«
»Ja, das werde ich gern.«
Karl Mertens traute sich nicht, das haarige und pelzige Etwas anzufassen. Er tastete das Gebilde mit seinen Blicken ab, und das reichte ihm eigentlich schon.
Das Yetibaby lag auf dem Rücken. Es besaß Ähnlichkeit mit einem kleinen Gorilla. Wenn man es so ansah, konnte man sich kaum vorstellen, daß aus ihm eine gewaltige Bestie werden würde, die Menschen riß und gnadenlos tötete.
Seltsamerweise standen die Augen des Tiers offen. Sie wirkten zudem verdreht, der Blick war glasig, aber Karl Mertens zuckte zurück, denn er konnte den Blick nicht mehr länger ertragen. Er hatte das Gefühl, als würden ihn diese Augen mitten in die Seele treffen, und er schüttelte sich.
»Hast du was?« fragte Jasper.
»Ja, ich mag ihn nicht.«
»Oh, er ist doch niedlich und nett.«
»Danke, ich verzichte.«
Demonstrativ drehte sich Karl um, während Jasper damit begann,

das Yetibaby zu streicheln. »Ich weiß gar nicht, was du hast. Ich mag es und werde es behalten.«

»Aber es wird wachsen.«

»Na und?«

Mertens lachte. »Sag nur noch, daß du ihn hier im Haus lassen willst, Jasper.«

»Kaum, aber…«

»Du mußt ihn töten!«

Schlagartig wich das Blut aus dem Gesicht des Präparators. Er wurde weiß wie eine Leinwand. »Töten?« fragte er leise. »Was hast du da nur gesagt? Ich kann ihn nicht töten. Ich darf ihn nicht töten. Der Yeti gehört mir. Er wird mir immer gehören…«

Mertens sprach in die Worte seines Freundes hinein. »Wenn das tatsächlich ein Yeti ist und heranwächst, wird auch sein Trieb erwachen. Dann kann es sein, daß er dich zerfleischt.«

»Nein, nicht den, der ihn aufzieht.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Es spielt für mich keine Rolle, was du glaubst oder nicht glaubst. Jedenfalls habe ich den Yeti nicht mitgebracht, um ihn zu töten. Ich will der Menschheit etwas beweisen, Karl.«

Moore ging jetzt auf seinen Freund zu. »Nicht heute, nicht morgen, auch nicht übermorgen. Aber der Yeti wird heranwachsen. Er wird größer werden, und vielleicht werden wir noch etwas von ihm hören.«

Mertens schüttelte den Kopf. »Jasper, tut mir leid, aber in meinen Augen bist du ein Verrückter.«

»Das kannst du denken und auch sagen. Aber haben nicht die angeblich Verrückten oder Spinner schon immer die Welt verändert?«

»Möglich. Willst du das denn?«

»Ich will ihnen allen beweisen, daß ich besser bin als sie…«

Karl Mertens bekam plötzlich Angst.

***

Dexter Haley gehörte zu den Männern, die noch den gewissen Pioniergeist ihrer Vorfahren im Blut spürten. Er brauchte die Herausforderung mit der Natur, er liebte das Land, er wollte dafür kämpfen und auch in seinem Beruf.

Das war ihm gelungen. Dexter Haley gehörte zu den Öko-Sheriffs, die in den Rocky Mountains ihren Dienst taten und darauf achteten, daß Umweltschäden in Grenzen gehalten wurden.

Im Sommer zeichneten sich die Wanderer und Spaziergänger sowie Camper dafür verantwortlich, im Winter waren es die Skifahrer, die oft rücksichtslos vorgingen und großen Schaden anrichteten.

Doch Haley war nicht nur Aufpasser. Er pflegte auch, er kontrollierte, analysierte. In seinem Geländewagen führte er stets ein kleines Labor

mit, damit er an Ort und Stelle erste Analysen durchführen konnte.

Polizeiaufgaben waren ihm ebenfalls zugeteilt worden. Wenn es galt, den einen oder anderen Gesetzesbrecher zu jagen, wurde er eingespannt, weil er die Gegend kannte.

Manchmal, wenn er besonders gut drauf war, stand er auf, sang die Nationalhymne und sprach davon, daß ihm ganz Wyoming gehöre und daß er diese Freiheit nur in Amerika bekommen konnte.

»Born in the USA!« hieß sein Lieblingssatz.

Aber auch die Staaten hatten Schattenseiten. Zum Beispiel in den großen Städten an den Küsten, wo sich die Verbrechen häuften, aber auch die Einsamkeit der Rockies war davon gestreift worden.

Es hatte plötzlich Tote gegeben!

Leichen lagen im Schnee, schrecklich zugerichtet, als wären sie von einem wilden Tier angefallen worden.

Wölfe, Bären, hieß es. Aber auch die Legende von Bigfoot wurde wieder hervorgekramt. Wer den Reportern den Tip gegeben hatte, wußte Dexter Haley nicht, jedenfalls waren sie plötzlich wie die Hyänen in das Land eingefallen und hatten auch ihn interviewt.

Bigfoot!

Man sprach in den Wäldern und Bergen nur flüsternd von dem Monstrum. Viele wollten es gesehen haben, doch die Aussagen der Zeugen waren einfach zu unterschiedlich. Für die einen war es ein Gorilla, für die anderen ein aufrecht gehender Wolf, für die dritten alles zusammen.

Damit konnte niemand etwas anfangen.

Als Tatsache jedoch blieben die fünf Toten! Und sie bereiteten Dexter Haley Sorgen.

Natürlich hatte man auch ihn nach dem Bigfoot oder Yeti, wie er in Asien genannt wurde, gefragt, aber er hatte nur abgewinkt. »Nein, an so etwas glaube ich nicht.«

»Wie erklären Sie sich dann die Tatsache, daß die Leichen so schrecklich zugerichtet sind?«

»Das war ein Grizzly.«

»Die sollen doch weiter nördlich leben.«

»Dann sind sie eben in diesem besonders strengen Winter nach Süden gewandert.«

»Und die Spuren?«

»Werden noch untersucht.«

Die Reporter hatten nur gelächelt und auf ihre Bilder verwiesen, wo Spuren zu sehen waren. Zwar nicht sehr deutlich, weil Schnee über sie hinweg geweht worden war, aber noch zu erkennen.

»Bärenspuren sind das nicht.«

»Ich werde der Sache nachgehen.« Dexter Haley ließ sich nicht beirren. Erst der Anruf des Distrikt Commissioner aus Meeteetse

brachte ihn ein wenig aus dem Gleichgewicht. Dexter bekam den Auftrag, das Monstrum zu suchen, zu stellen und zu töten, denn fünf Leichen waren keine Werbung für den Staat und für den Wintersport. Der Gouverneur hatte sich schon eingeschaltet. Er war regelrecht aufgeschreckt worden und verlangte eine möglichst schnelle Aufklärung.

Sie hatten Dexter zwei Wochen gegeben.

Seine Frau Doris und er wohnten in Culver, einer kleinen Stadt am Rande der Shoshone Mountains.

Im Sommer war es hier herrlich, im Herbst noch schöner, doch leider war der Winter so verflucht lang. Für die Touristen natürlich ideal. Sie lebten zwar nicht direkt im Ort, ihre Hotels standen an den Hängen, doch oft genug fielen sie in Culver ein. Davon profitierten natürlich die Wirte, so gab es in der Winter-Saison zwei Bars, die erlebnishungrige Touristen mit allem versorgten, was sie haben wollten.

Sogar mit leichten Mädchen. Das aber war nicht offiziell zu beweisen, man sprach nur davon.

Natürlich wußte Doris Dexter auch, welche Aufgabe man ihrem Mann zugeteilt hatte. Er sprach mit ihr über alles, und Doris, die fünfundzwanzigjährige Blondine mit den Wuschelhaaren und der niedlichen Stupsnase, bekam jedesmal Angst.

»Sei nur vorsichtig, Dexter«, flüsterte sie. »Ich möchte nicht, daß unser Kind ohne Vater aufwächst.« Sie deutete auf ihren kleinen Bauch, denn sie war im dritten Monat schwanger.

»Nein, nein, das geht schon in Ordnung. Es wäre nicht der erste Grizzly, den ich erledige.«

»Ist es wirklich ein Grizzly gewesen, Dex?«

Haley ließ seine Kaffeetasse sinken und schaute die ihm gegenüber sitzende Frau scharf an. »Was hast du denn gedacht?«

»Die Zeitungen schreiben etwas anderes.«

»Das ist Unsinn. Oder glaubst du den Quatsch?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Ich weiß nur, daß ich eine große Angst in mir spüre.«

»Unsinn, Mädchen.« Der dunkelhaarige Mann mit den buschigen Augenbrauen und der gebräunten Gesichtshaut grinste verwegen. »Du mußt das anders sehen, Doris. Ich habe hier eine Aufgabe bekommen, verstehst du? Eine richtige Aufgabe. Wenn ich die löse, bin ich fein raus.«

»Ich weiß nicht…«

»Das schaffen wir, Kindchen. Wir schlagen uns durch. Wir sind, wie soll ich sagen? Ja, wir sind einfach Pioniere. Wir müssen kämpfen, wir werden kämpfen, und wir werden uns vor allen Dingen von einem Bären nicht unterkriegen lassen.«

Doris senkte den Blick und schaute auf die Toastscheibe. Dann atmete sie tief ein. »Du mußt es wissen, Dex.«

»Es ist meine Pflicht!«

Sie schaute wieder auf. Über den Tisch hinweg faßte, sie nach seiner Hand. »Kannst du nicht wenigstens einen Helfer mitnehmen?«

Erstaunt blickte er sie an. »Einen Helfer? Den habe ich nicht. Ich bin bisher immer allein in die Berge gefahren.«

»Ja, ich weiß, aber da gab es auch keinen Yeti oder Bigfoot, wenn du verstehst.«

»Hör doch auf mit deinen Gespenster-Geschichten. Diese Monster sind Märchen, Gestalten einer Phantasie, einfach Legende. Das haben sich die Menschen ausgedacht.«

Doris hob die Schultern. »Na ja, es ist dein Job. Du mußt es wissen. Wie lange wirst du bleiben?«

»Übernachten möchte ich nicht. Dazu ist es mir doch ein wenig zu kalt, du verstehst.«

»Ja. Ich habe dir genügend Proviant eingepackt. Kannst du mir-sagen, welch eine Strecke du nimmst?«

»Nein, das kann ich nicht. Ich werde mich aber in dem Gebiet aufhalten, in dem man die Leichen gefunden hat.«

»Ist da nicht auch dieses Hotel?«

»Ja, Mountain King.«

»Stell dir mal vor, der Yeti würde das Hotel angreifen. Was meinst du, was unter den Gästen…?«

Dexter schlug mit der Faust auf den Tisch. »Hör damit auf! Es gibt keinen Yeti und auch keinen Bigfoot. Klar?«

»Ja, natürlich.«

»So, und jetzt muß ich fahren.«

In der Kammer hing seine Kleidung. Hose und Anorak bestanden aus einem wasserabstoßenden Material. Von innen waren die Kleidungsstücke dick ausgepolstert und gleichzeitig mit kleinen Luftzellen versehen. So angezogen erfror Dexter auch nicht, wenn er mal eine Nacht bei klirrender Kälte im Schlafsack verbrachte.

Er fuhr einen Range Rover mit besonders starkprofiligen Reifen. Der Wagen war sowieso eine Sonderanfertigung. Das Schutzgitter war höher gezogen, man hatte den Boden verstärkt und auch die seitlichen Karosserieteile. Einen kleinen Steinschlag hielt das Gefährt schon aus.

Der Rover parkte hinter dem Haus auf dem Hof. Strahlender Sonnenschein lag über dem Land. Ein Wintermorgen wie aus dem Bilderbuch. Der Schnee lag yardhoch und reflektierte den Sonnenschein, so daß eine dunkle Brille unbedingt von Nutzen war.

Unter den Stiefeln des Öko-Sheriffs knirschte der hart gefrorene Schnee, als er sich auf seinen Rover zubewegte. Während der Fahrt trug er die dicke Kleidung nicht. Da reichte der Pullover und die

normale feste Cordhose.
Doris war mit ihm gegangen. Bevor Dexter einstieg, wollte sie noch einmal von ihm in die Arme genommen werden. »Komm gut zurück«, flüsterte sie.
»Wenn es dunkel wird, bin ich wieder da.«
»Ich warte.«
Er stieg ein, winkte Doris noch einmal zu und startete. Trotz der knackigen Kälte kam der Motor sofort. Dexter schaltete die Heizung und das Gebläse auf volle Touren, damit die Scheiben nicht so schnell beschlugen. Hinter ihm, auf der Ladefläche, rasselten die Schneeketten, als er in die Kurve fuhr. Er benötigte diese Hilfe nur selten, weil die Reifen sich fast überall durchwühlten.
Der Monat März neigte sich dem Ende entgegen. Noch zwei Wochen ungefähr, dann begann in den Tälern schon die Schneeschmelze, und in vier Wochen war schon Frühling. Dexter freute sich auf diese Zeit, und er hoffte stark, bis dahin den menschenkillenden Grizzly gefunden zu haben. Auf der Main Street von Culver war die Schneedecke festgefahren worden. Es herrschte bereits Betrieb. Die Menschen hier hatten sich dem Wetter entsprechend angezogen und sich auch auf die Temperaturen eingestellt. Sie gingen ihrer normalen Arbeit nach.
Dexter Haley verließ Culver in nordwestlicher Richtung. Wäre er nach Südosten gefahren, wäre er den Schiläufern in die Quere gekommen. Das wollte er vermeiden. Die Leute stellten nur dumme Fragen, und Dexter wollte seine Ruhe haben.
Vor ihm lag eine prächtige Winterkulisse. Hochaufragende, verschneite und vereiste Berge. Der Mount Crosby überragte mit seinen 3800 m die übrigen Berge. Auf seinem Gipfel lag der Schnee das ganze Jahr über. Im Laufe der Zeit war er zu dicken Eiszungen geworden und vergletschert.
Auch die tiefen Wälder hatten die weiße Pracht mitbekommen. Wege waren kaum mehr zu sehen, doch Dexter kannte die Gegend wie seine Westentasche. Er kam auch ohne die Markierungen klar.
Es ging bergauf.
Die Fläche war durch Reifenspuren gezeichnet, denn Dexter fuhr den Weg nicht zum erstenmal. In den letzten fünf Tagen hatte es nicht mehr geschneit, der Schnee war auf der Oberfläche hart gefroren. Im Sonnenlicht schimmerten die Kristalle wie Diamanten, als hätte sie jemand aus purer Lust dort verstreut.
Dexter Haley blieb in seiner alten Spur. So kam er am besten voran. Sein Range Rover tat seine Pflicht. Er machte alles mit. Auch bei engeren Kurven rutschte er nicht mit dem Heck weg, so daß Dexter die Strecke in einer normalen Zeit schaffte.
Der Wald nahm ihn auf.
Rechts und links standen die Bäume tief verschneit. Äste und Zweige

bogen sich unter der Last. Auf den Südhängen begann der Schnee in der grellen Sonne auch zu tauen. Da fielen kleine Tropfen zu Böden und versickerten.

Schatten, und helles Sonnenlicht wechselten sich ab. Ein wolkenlos blauer Himmel lag über dem Land. Es konnte einfach keinen herrlicheren Wintertag geben.

Dexter hatte auch ein Ziel. Er wollte zu einem Grillplatz fahren und von dort zu Fuß weitergehen. In der Nähe des Grillplatzes waren zwei Leichen gefunden worden. Aus irgendeinem Grund schien es den Grizzly immer wieder dort hinzuziehen.

Der Platz lag mitten im Wald. Dexter selbst hatte dabei geholfen, als die Lichtung geschlagen worden war. Nur mit Widerwillen hatte er die Arbeit getan, aber der Befehl war von ganz oben gekommen, und er hatte sich dagegen nicht sträuben können.

Nach dem steilen Anstieg hatten es Wanderer, die den Grillplatz erreichen wollten, leichter. Der restliche Weg wies, abgesehen von kleinen Mulden, die man durchschreiten mußte, keine Steigungen mehr auf.

Die Stille des Winters umgab den einsamen Autofahrer. Zum Glück war die Strecke so breit, daß er mit seinem Wagen hindurchkam, auch wenn hin und wieder Zweige und Äste an den Seiten entlangstreiften und ihre Schneelast verloren.

Nach einer langgezogenen Rechtskurve endete der Weg. Er mündete direkt in die Lichtung, wo auch die Grillhütte stand.

Auch sie war verschneit. Die dicke, weiße Haube lag auf dem Dach. Die Hütte selbst war ein offener Rundbau, der von allen Seiten betreten werden konnte.

In der Mitte stand die Feuerstelle. Ein gemauerter Steinofen, der so breit war, daß auch ein runder Schwenkgrill aufgestellt werden konnte. Die Bänke für die Gäste standen kreisförmig um den Ofen herum.

Dexter Haley ließ seinen Wagen vor der Hütte ausrollen. Der Schnee hier war zertrampelt worden.

Er zeigte noch die zahlreichen Spuren der Menschen, die das Verbrechen untersucht hatten. Auch Reifenprofile drückten sich in der weißen Oberfläche ab.

Dexter stieg aus.

Kaum hatte er die Tür leise ins Schloß gedrückt - er wollte die Ruhe des Waldes nicht stören -, überkam ihn ein unruhiges Gefühl. Was er hier sah, das wirkte zwar normal, dennoch störte ihn etwas.

Er konnte den genauen Grund nicht nennen. Möglicherweise war es die Stille. In einem winterlichen Wald herrscht zwar immer eine gewisse Ruhe, diese hier aber war anders.

Sie kam ihm bedrückend vor, auch lauernd, als hätte sie irgend etwas

zu verbergen.
Dexter kleidete sich an. Die Geräusche, die beim Überziehen der Kleidung entstanden, störten ihn.
Das Schaben kam ihm überlaut vor, und seine Befürchtungen wuchsen, obwohl ein sichtbarer Grund nicht vorlag. Vielleicht war es das Wissen, hier zwei Leichen gefunden zu haben. Die eine hatte in der Grillhütte gelegen, den anderen Toten hatten sie einige Yards weiter zwischen den Bäumen entdeckt, den blutigen Kopf im Schnee vergraben.
Bevor er die Grillhütte betrat, holte er noch sein Gewehr aus dem Wagen.
Es war eine automatische Waffe, ein Schnellfeuer-Gewehr. Man hatte es ihm für die Jagd nach dem Grizzly zur Verfügung gestellt. Er checkte das Gewehr durch, war zufrieden und schulterte es. Es gab zwar keine schlüssigen Beweise, dennoch wollte er bei der Suche nach dem Killer hier an der Grillhütte den Anfang machen. Er ging davon aus, daß sich der Grizzly nur in einem bestimmten Umkreis bewegte und auch dort auf seine Opfer lauerte.
Zwei waren hier in unmittelbarer Nähe gefunden worden, und die anderen drei auch nicht allzu weit entfernt. Durch den harten Schnee stapfte der Öko-Sheriff auf die Hütte zu. Er duckte sich, tauchte ein und blieb zunächst einmal stehen, um nach frischen Spuren zu suchen. Bären hinterließen bestimmte Abdrücke. An den berühmtberüchtigten Bigfoot oder an den Yeti wollte er einfach nicht glauben, obwohl übergroße Spuren nahe der Tatorte gefunden worden waren. Seiner Ansicht nach hatte sich jemand einen Scherz erlaubt und sie irgendwie nachher in den Schnee gedrückt, mit welch einem Instrument auch immer.
Unter dem Hüttendach staute sich die Kälte. Bei jedem Atemzug drang sie scharf in seine Lungen.
Nein, in der Hütte fand er nichts, auch keine frischen Spuren. Sie war leer, wirkte unheimlich, war angefüllt mit einer bläulich schimmernden, kalten Düsternis, in der sich der Öko-Sheriff ein wenig verloren vorkam. Nur sein Gefühl war geblieben.
Wer lange auf dem Land lebte und sich mit der Natur verbunden fühlte, der bekam für gewisse Dinge einen völlig anderen Sichtwinkel. Der ortete und spürte mehr Dinge auf, die sich unterhalb der Oberfläche taten und nicht nach oben krochen.
Irgend etwas war an diesem Morgen anders als bei seinen ersten beiden Besuchen. Einen Grund konnte er nicht nennen.
Sein Blick glitt auf die Lichtung. Die Schnee-Oberfläche bildete Wellen, dahinter begannen die Bäume. Laub und Nadelhölzer standen gemischt und friedlich nebeneinander. Bedeckt waren sie von einer handhohen Schneeschicht. Über ihnen spannte sich in seiner

gewaltigen Unendlichkeit der herrlich blaue Winterhimmel in Wyoming. Durch die Wipfel der Bäume leuchtete die runde Scheibe der Wintersonne. Wenn sie durch die Lücken der Bäume schien, kam es Dexter vor, als würde sie dicht vor seinen Augen explodieren.

Dennoch setzte er die dunkle Brille nicht auf, weil er sich damit in Schatteninseln des Waldes nicht zurechtgefunden hätte.

Er trat wieder hinaus auf die Lichtung.

Bei jedem Schritt knirschte die harte Oberfläche des Schnees unter den Sohlen der dicken fellgefütterten Stiefel. Die Stille war geblieben. Nicht einen Vogel sah er, denn nicht alle flogen den Winter über in wärmere Regionen.

Oft hockten sie auf den Bäumen und beobachteten stundenlang mit aufgeplustertem Gefieder, bevor sie bei irgendeiner Störung hastig auf- und wegflogen.

Es lag etwas in der Luft…

Dexter ließ das Gewehr von der Schulter rutschen und klemmte den Kolben zwischen Ellbogen und Körper ein.

Wie eine Statue stand er auf der Lichtung. Der Wind brachte keine Wärme mit, nur Schneestaub, den er vom Boden in die Höhe gewirbelt hatte und als Fahnen herbeitrug.

Da hörte er den Schrei!

Es war ein schriller, gellender Ruf.

Hoch und spitz hallte er durch den Wald, und Dexter Haley fand heraus, daß es sich bei diesem Ruf um den Schrei einer Frau gehandelt hatte.

Nur - aus welcher Richtung war er aufgeklungen? Die klare Luft trug den Schall, sie verzerrte aber, so daß sich der Öko-Sheriff erst einmal unsicher war.

Dann aber wußte er Bescheid, denn in das Echo hinein hörte er ein böses Knurren und Grunzen.

Der Grizzly?

»Warte, dich packe ich!« keuchte er und rannte los…

***

Seine Sohlen waren griffig, das Profil gut. Er würde nicht so leicht rutschen, auch wenn er schneller lief. Daß er sich beeilen mußte, war ihm klar.

Im Wald hatte er den Schrei gehört. Die Bäume standen sehr dicht. Dexter konnte sich nicht vorstellen, daß Spaziergänger sich da einen Weg bahnten, aber ihm fiel gleichzeitig der Langlaufweg ein, der im Sommer als Höhenweg von Wanderern benutzt wurde. Im Winter spurte man ihn zur Loipe aus, die von den Touristen kaum angenommen wurde, weil sie einfach zu abseits vom eigentlichen Skizirkus lag. Mutige Läufer verirrten sich dennoch hin und wieder auf

die Spur. Und das schien bei dieser Frau ebenfalls so gewesen zu sein. Weshalb hatte sie geschrieen? War sie tatsächlich von dem Grizzly angefallen worden, oder war sie möglicherweise gestürzt und hatte sich verletzt?

Diese Fragen beschäftigten Dexter Haley, als er tiefer in den Wald eindrang. Er wollte den Weg abkürzen, nahm sein Gewehr zu Hilfe, um sich durch Schläge mit dem Lauf eine Strecke zu bahnen.

Schnee umwirbelte ihn. Einmal rutschte er einen seichten Abhang hinab. Zweige peitschten gegen ihn wie greifende Arme, ohne den Mann allerdings halten zu können.

Dexter landete in einer mit hohem Schnee gefüllten Senke, schaufelte sich wieder frei, lief geduckt weiter, bekam nassen Schnee ins Gesicht, wischte ihn fort und kämpfte sich voran.

Endlich hatte er den Weg erreicht. Er kam von oben und erreichte die Strecke mit einem Sprung.

Beidfüßig kam er auf, blieb stehen und schaute sich um.

Es war weder etwas zu sehen, noch zu hören. Der Weg beschrieb eine Kurve. Hier standen die schneebeladenen Bäume so dicht, daß die Äste ein Dach über der Strecke bildeten.

Dexter lief hin.

Er keuchte. Der Atem stand als Wolke vor seinen Lippen, die nur selten abriß. Seine Füße schleiften über den Boden. Er mußte so laufen, da kam er am besten voran.

Dann sah er den ersten Ski.

Wie verloren lag er quer im Scheitelpunkt der Kurve. Als hätte ihn jemand abgerissen und weggeworfen. Für Dexter Haley war es ein Indiz, daß ihn jemand nicht freiwillig weggeworfen hatte. Zwei Yards weiter sah er etwas anderes.

Es kam ihm vor wie ein dicker Blutfleck, der gleichzeitig noch aufgequollen war. Das aber lag an der Kleidung, denn die Läuferin trug eine rote Jacke und eine ebenfalls rote Hose. Sie hatte die Mütze verloren, und ihr Haar breitete sich schwarz wie zerlaufener Teer auf dem hellen Untergrund aus.

Dexter Haley war stehengeblieben. Er wollte seinen Atem und die innere Unsicherheit unter Kontrolle bekommen. Nach einigen Sekunden ging er vorsichtig weiter. Wenn jemand in der engen Kurve lauerte, konnte er alles beobachten, ohne selbst gesehen zu werden.

Über Dexters Rücken rieselte eine Gänsehaut, das lag nicht an der Kälte. Er fühlte sich belauert, wie in einer Falle steckend, bei der die regungslose Person der Köder war.

Lebte die Person noch?

Das Blut sah er, als er sich der Frau bis auf Körperlänge genähert hatte. Es drang aus einer Wunde in der Körpermitte und versickerte langsam im Schnee.

Dexter schloß für einen Moment die Augen. Eine völlig natürliche Reaktion. Er schauderte, traute sich kaum, noch näher an das sechste Opfer heranzugehen, aber er hatte einen Job zu erledigen und mußte sich überwinden.

So lief er auf die Frau zu, bückte sich und sah, daß sie zweimal erwischt worden war.

Es war furchtbar…

Er kniete nieder. Vielleicht war die Tote einmal hübsch gewesen, jetzt allerdings zeichnete sich der Schrecken des Todes in ihrem Gesicht ab. Eine furchtbare Angst, die aus dem Schrei herauszuhören war.

»Mein Gott!« flüsterte Dexter nur, »mein Gott, was ist das für eine Bestie…«

Seine Worte versickerten. Es wurde ruhig. Eine beklemmende Stille. Der Tod war kalt, grausam und so furchtbar. Er schlug heimtückisch zu, ohne Vorwarnung, und er war so variantenreich.

Es gab keine Idylle, die er ausließ.

Plötzlich schreckte der Öko-Sheriff zusammen. In der Nähe hatte er ein Geräusch gehört. Das wilde Flattern von Flügeln oder Schwingen. In der Hocke drehte sich Haley um.

Er befand sich noch in der Bewegung, als er das nächste wilde Geräusch vernahm.

Das war kein harmloses Flattern mehr, das aus den Bäumen steigende Vögel verursachten.

Ein Fauchen, dazwischen ein Schrei und wildes Stöhnen. Das Brechen von Ästen, als wäre jemand dabei, sich freie Bahn zu verschaffen.

Dexter fuhr herum.

Scharf atmete er die kalte Luft durch die Nase und hatte das Gefühl, von innen her zu vereisen.

In kaum drei Schritten Entfernung stand eine Gestalt. Sie war aus dem Wald gekommen. Schnee fiel auf sie herab, letzte Zweige wippten noch nach.

Riesig war sie anzusehen, Blut klebte am nassen Fell wie Farbe. Die Augen des Mannes weiteren sich entsetzt. Dieser Anblick warf seine gesamten Theorien um.

Es war kein Grizzly, der vor ihm stand.

Dexter Haley schaute direkt auf die mörderische Gestalt eines Yeti!

***

Ohne übertreiben zu wollen, kann man das Savoy Hotel als das exklusivste in ganz London bezeichnen. Wer hier abstieg, der hatte Geld. Zu den Gästen zählte nicht nur der internationale Jet-set und Industrieadel, auch die großen Popstars und Sterne der Unterhaltung wohnten im Savoy, wenn sie in London gastierten.

Und ich fuhr hin!

Nicht daß Sie denken, liebe Freunde, ich hätte beim Bingo gewonnen gehabt, nein, man hatte mich zu einem Gespräch eingeladen. Der Mann, der mit mir reden wollte, war im Savoy abgestiegen und hatte mich in eine der Bars zu einem Gespräch eingeladen.

Ein Taxi brachte mich hin. Wir fuhren vor und vorbei an den wartenden Rolls-Limousinen. Diese Wagen gehörten zum Service des Hotels. Mit ihnen wurden Gäste vom Flughafen abgeholt.

Ein Portier wieselte herbei, als der Wagen hielt und ich zahlte. Eine Quittung bekam ich auch, als kleiner Beamter muß man ja alles abrechnen, und der Portier oder Page bekam von mir ebenfalls etwas.

Ein Lächeln und ein Dankeschön. Beides gefiel ihm wohl nicht besonders. Er schlug wütend die Tür des Taxis zu, was den Fahrer zu einer wütenden Schimpfkanonade veranlaßte.

Ich hatte inzwischen das prächtige Refugium der Eingangshalle betreten.

Himmel, war das ein Prunk. Die Teppiche, die wertvollen Gemälde an den Wänden, die Sitzgruppen aus feinstem Leder. Und ich war froh, mich ebenfalls entsprechend angezogen zu haben. Zur kamelhaarfarbenen Jacke trug ich die graue Hose, ein gestreiftes Hemd und eine einfarbige Krawatte.

Man schaute mich an, nicht fordernd, sondern eher diskret, weil ich mich nicht so zielsicher auf die Mahagoni-Rezeption zubewegte.

Ein Mann im schwarzen Anzug fragte diskret nach meinen Wünschen. Er sah aus, als würde er in der nächsten halben Stunde zu einer Beerdigung gehen. Selbst in seinen Augen lag ein trauriger Ausdruck.

»Ich bin verabredet.«

»Mit wem, Sir?«

»Dr. Mertens.«

»Bitte, kommen Sie mit.« Wir traten an die Rezeption, wo ein aufgeschlagenes Buch lag, in dem der Traurige nachschaute, nickte und sich erkundigte: »Sind Sie John Sinclair, Sir?«

»Das bin ich.«

Jetzt lächelte er knapp. »Dr. Mertens erwartet Sie in unserer englischen Bar. Ich werde Sie begleiten.«

»Wie nett.«

Nach dieser Antwort wußte der Knabe nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er entschied sich für eine steife Miene und ging tatsächlich voran. Er hatte einen Gang, der leicht war, als würde er es persönlich bedauern, den Teppich mit beiden Füßen zu berühren.

In der Bar glänzte alles. Die Lampen, das Holz, die Messingleisten, die Hocker, Tische und Stühle.

Selbst die Gesichter der Besucher leuchteten im milden Schein.

Dr. Mertens erwartete mich an der rechten Seite der fünfeckig angelegten Bartheke.
Mein Führer zog sich diskret zurück und überließ mich dem Gast.
»Sie sind John Sinclair?« fragte dieser.
»Ja.«
»Mein Name ist Karl Mertens.« Er streckte mir seine Hand entgegen, die ich ergriff. »Bitte, Mr. Sinclair, nehmen Sie doch Platz. Was darf ich Ihnen zu trinken bestellen?«
»Ich nehme einen Whisky.«
Das hatte der rotbefrackte Keeper schon gehört und machte sich an die Arbeit.
Ich fand Zeit, den Mann zu betrachten. Er war um einiges älter als ich. Sein graues Haar hatte er nach hinten gekämmt. Auf der etwas bleichen Haut schimmerten Sommersprossen wie orangefarbene Flecken. Er trug eine Goldrandbrille, war aber modern gekleidet. Zu den Ärmsten schien er auch nicht zu gehören.
»Sie sind Deutscher?« fragte ich.
»Nicht mehr. Ich lebe in den Staaten.«
»Ach so.«
»Ihr Whisky, Sir.«
Ich bedankte mich mit einem Nicker und prostete Karl Mertens zu. Der trank ein Glas Weißwein.
Die Flasche stand neben ihm in einem Eiskühler.
»Auf gute Zusammenarbeit«, sagte er.
»Ich weiß zwar nicht, was Sie damit meinen, aber meinetwegen.« Auch ich hob das Glas.
»Hat Ihnen Sir James nichts berichtet?«
»Nein. Er schickte mich nur zu diesem Treffen mit Ihnen.«
»Nun ja, dann muß ich von vorn anfangen.« Er griff auf den freien Hocker neben sich und nahm einen braunen DIN-A4-Umschlag in die Hand.
Dr. Mertens kippte ihn um, so daß der Inhalt herausfiel und sich auf der Bar verteilte. Es waren fünf Fotos. Farbbilder, gestochen scharf, unschwer zu erkennen, daß sie von einem Polizeifotografen geschossen worden waren.
»Schauen Sie sich die Bilder an, Mr. Sinclair«, bat mich mein Gastgeber.
Ich war froh, Whisky bestellt zu haben. Was ich da geboten bekam, war einfach schrecklich. Jedes Bild zeigte die Aufnahme einer anderen Leiche. Der Mörder hatte keine Rücksicht genommen. Weder auf Frauen noch auf Männer, und er hatte schlimm gewütet.
Es war still in unserer Nähe. Ich legte nach einer Weile die Fotos wieder zusammen und gab sie dem Mann zurück.
»Was sagen Sie dazu, Mr. Sinclair?«

»Es ist schrecklich.«

»Ja, das finde ich auch. Und ich will, daß Sie den Killer suchen, Mr. Sinclair.«

»So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht. Wo sind die Morde passiert?«

»In Wyoming.«

»Das ist in den Staaten!«

»Genau, und wir haben einen bestimmten Verdacht, was den Mörder angeht. Vielmehr ich habe ihn.«

»Wer käme in Frage?« Ich nahm den ersten Schluck und stellte fest, daß der Whisky super war.

Dr. Mertens schaute mich an. »Lachen Sie mich nicht aus, wenn ich Ihnen die Antwort gebe. Ich sage nur: Yeti!«

Ich stellte das Glas wieder hin und runzelte die Stirn. »Gibt es den?« fragte ich.

»Gibt es Vampire, Mr. Sinclair? Oder Werwölfe?«

»Ja.«

»Ich bin überzeugt davon, daß auch der Yeti existiert. Und zwar in den Staaten, nicht nur im Himalaya, wie die Legende erzählt.«

Ich drehte den Kopf nach rechts und schaute dem Gesprächspartner in die grauen Augen. »Wer sind Sie, Dr. Mertens?«

»Ein Wissenschaftler«, antwortete er und rückte sich die Brille zurecht.

»Nur so?«

»Ja und nein. Ich arbeite für die Regierung. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Meine Tätigkeit hat mit den schrecklichen Vorfällen nichts zu tun.«

»Aber Sie fühlen sich davon berührt und wollen unbedingt eine Aufklärung der Verbrechen?«

»Das sehen Sie richtig. Ich habe auch meine Gründe, denn ich weiß, daß die Bestie existiert.«

»Sie haben den Yeti gesehen?«

Dr. Mertens runzelte die Stirn, trank einen Schluck Wein und antwortete erst dann. »Ja, eigentlich habe ich ihn gesehen.«

»Das klang nicht überzeugend.«

»Es ist auch schwer, dies zu erklären. Es ist gut fünf Jahre her, da sah ich ihn. Er lag in einem weißen Kindersarg und wurde mir auf diese makabre Art und Weise vorgestellt.«

»Sie scherzen nicht, Doktor?«

»Nein, die Sache ist mir zu ernst. Außerdem hätte ich nicht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um Sie in die Staaten zu holen.« Er holte eine dünne Zigarre aus dem Lederetui und zündete sie etwas umständlich an. Die Rauchwolken blies er gegen das warme Licht der Lampen. »Ich will Ihnen die Geschichte erzählen, Mr. Sinclair, und Sie

sollten genau zuhören.«
»Bitte.«
In den nächsten Minuten bekam ich eine Story präsentiert, die kaum glaubhaft war. Doch ich gehörte zu den Menschen, deren Job es war, unglaubliche Geschichten zu hören und diese Fälle auch aufzuklären. Mit einem Achselzucken beendete Dr. Mertens das Gespräch und fügte noch hinzu:
»Jetzt wissen Sie alles.«
»Wirklich alles?«
»Was wollen Sie wissen?« Er lächelte und ließ den Rauch durch den Lippenspalt quellen.
»Wo finde ich Jasper Moore?«
»Auf einem Friedhof in Chicago. Er ist vor gut einem Jahr gestorben.«
»Eines natürlichen Todes?«
»Ja und nein. Er starb bei einem Unfall. Jasper Moore wurde überfahren.«
»Und der Yeti?«
»Wird inzwischen erwachsen sein und macht die Wälder des Westens unsicher.«
Davon war ich noch nicht überzeugt. »Können die Morde nicht von einem Grizzly begangen worden sein?«
»Daran habe ich natürlich auch gedacht, Mr. Sinclair, habe aber davon Abstand genommen. Man hat nahe der Toten Spuren gefunden, die einfach nicht zu einem Grizzly passen. Sie waren zu groß. Natürlich spielte man die alte Legende von Bigfoot wieder hoch. Sie wissen, das ist der amerikanische Yeti, doch ich bin davon überzeugt, daß der Mörder die Bestie gewesen ist, die ich als Kind gesehen habe.«
»Was war Ihr Freund Jasper Moore von Beruf?«
»Biologe und Anthroposoph. Zudem ein hervorragender Präparator. Er war auf seinen Gebieten fast genial. Leider ist er viel zu früh verstorben.«
»Waren Sie auf seiner Beerdigung?«
»Nein, ich hielt mich zu der Zeit im Ausland auf und erfuhr erst später von seinem Tod. Er hat mich geschockt. Ich dachte sofort an unser Treffen in seinem Keller, als er den weißen Sarg öffnete. Die Morde passierten wenig später und stellten die Polizei vor ein Rätsel. Die Leute haben sich angestrengt, das will ich zugeben, aber der Yeti war eben schlauer. Ich persönlich komme an Insider-Informationen. Deshalb hörte ich auch von Ihnen. Sie waren vor kurzem noch in den Staaten und haben dort einen Fall gelöst.«
»Ja, es ging um den Tanzplatz der Verfluchten.«
»Richtig. Der Kollege Abe Douglas vom FBI gab mir den Tip, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Ich hatte es schon früher versucht,

aber Sie waren nicht erreichbar. Nun, jetzt hat es geklappt. Zudem ist Ihr Chef auch damit einverstanden, daß Sie mit mir in die Staaten reisen und wir den Yeti gemeinsam suchen.«

»Wo müßten wir denn hin?«

»Nach Wyoming. In die Berge, wo noch tiefer Winter herrscht. Sie werden dort Skiläufer vorfinden, der Tourismus hat auch vor den Rockies nicht haltgemacht. Ich habe mir vorgestellt, daß wir in das Gebiet fahren, wo die Morde begangen worden sind. In der Nähe liegt der kleine Ort Culver. Etwas außerhalb hat man einige Hotels gebaut. Sie sind bis fast zum Dach belegt, und Sie können sich vorstellen, daß der Yeti dort die entsprechende Beute findet.«

»Haben die Menschen keine Furcht?«

»Das auch. Nur siegt bei ihnen die Neugierde und der Nervenkitzel. Die Leute sind eben so. Daran können auch wir beide nichts ändern.«

Ich trank das Glas leer. Mir paßte es überhaupt nicht in den Kram, daß ich ausgerechnet jetzt die weite Reise in die Staaten antreten sollte. Nichts gegen die USA, aber ich hatte momentan andere Sorgen. Noch immer befand sich der blinde Abbé Bloch in einem Londoner Krankenhaus. Er wollte nicht mehr länger bleiben und wieder zurück nach Frankreich, um von dort aus trotz seiner Behinderung den Kampf gegen die Templer-Gruppe um Baphomet und van Akkeren aufzunehmen.

Suko und ich suchten nach- einer Möglichkeit, den Abbé unbeschadet nach Frankreich zu schaffen.

Und jetzt kam mir wieder etwas dazwischen. Das fand ich nicht gut.

»Sie denken nach, Mr. Sinclair?«

»Ja, Dr. Mertens. Ich will ehrlich sein. Hier in London sind die Probleme auch nicht gerade klein.«

»Das sagte mir auch Ihr Chef. Aber ich halte die fünf Opfer des Yetis dagegen.«

Ich bestellte noch einen Whisky. »Ja, da kann ich Ihnen nicht widersprechen.«

»Zudem werde ich Sie begleiten.«

»Weshalb?«

Dr. Mertens stäubte die Asche ab. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich habe den Yeti als kleines Monster gesehen und mich schon damals vor seinem Anblick gefürchtet. Als großes, ausgewachsenes Monstrum möchte ich ihn tot sehen, verstehen Sie?«

»Ja, das kann ich nachvollziehen.«

»Aus diesem Grunde brauche ich Ihre Unterstützung.«

Ich hatte noch einen Einwand. »Wäre es nicht besser, wenn Sie sich an die zuständigen Stellen wenden? Sie haben eine gut ausgebildete Armee und auch Sondereinheiten, die eine Bestie wie den Yeti jagen könnten.«

»Das wurde in Erwägung gezogen.«
»Und abgelehnt.«
»Sehr richtig, denn der Yeti wird sich nicht zeigen, wenn man ihn jagt. Man muß ihn locken. Er hält sich in einem Gelände auf, das unzählige Verstecke aufweist. Da könnte die Sondereinheit jahrelang suchen, ohne einen Erfolg zu bekommen.«
Ich lächelte sparsam. »Sie verstehen es schon, jemand zu überzeugen, Dr. Mertens.«
In seinen Augen funkelte es. »Das gehört eben zu meinem Job.«
Ich ging nicht näher auf seine Arbeit ein, bekam meinen zweiten Whisky und hob das Glas an.
Mertens tat mit seinem Weinglas das gleiche. »Auf den Erfolg?«, fragte er diesmal.
»Ja, auf Wyoming und darauf, daß wir den Yeti tatsächlich schnappen.«
»Das will ich wohl meinen.«
Wir tranken, und ich dachte daran, daß ich trotz der Zusage ein schlechtes Gewissen hatte…

***

Also doch! schoß es Dexter Haley durch den Kopf. Seine Frau hatte recht gehabt. Der Mörder war kein Grizzly, sondern ein unheimliches Monstrum, das tatsächlich Ähnlichkeit mit dem so oft beschriebenen, aber selten gesehenen Yeti besaß.
Innerhalb weniger Sekunden saugte Dexter den Anblick der Bestie in sich ein.
Sie wies Ähnlichkeit mit einem Gorilla auf, war aber wesentlich größer und auch breiter. Das Fell des Yetis verdiente die Bezeichnung verfilzt und zottig. Schneereste klebten darin. Seine Arme waren überlang, die Hände besaßen eine Größe, vor der man sich fürchten konnte, und auf seinen Schultern wuchs ein schrecklicher Schädel. Sehr breit, auch langgezogen und mit einem Maul versehen, das fast die Hälfte des Gesichts einnahm.
Ein fürchterlicher Rachen mit gewaltigen Reißzähnen, die alles durchbissen, was er sich an Beute ausgesucht hatte. Über dem Maul saß die Nase. Sie sah aus wie ein plattgeschlagener Klumpen mit zwei Löchern in der Mitte. Die Augen über der Nase standen schräg. Sie leuchteten außen gelblich, doch in ihrer Mitte glühte ein rotes Feuer. Breit und spitz waren die Ohren, die zum Teil vom Fell bedeckt waren.
Die Bestie hatte sich noch nicht zu ihrer vollen Größe aufgerichtet. Sie stand geduckt. Würde sie sich hochdrücken, erreichte sie sicherlich die Spitzen der Tannen.
Dexter Haley wunderte sich darüber, wie ruhig er nach dem ersten

Schock beim Anblick des Yetis plötzlich wurde. Er nahm dieses schauerliche Bild sogar gelassen hin und dachte auch nicht mehr über die Gefahr nach, in der er schwebte.

In seinem Hirn reagierte eine Automatik. Ihm war klar, daß er etwas tun mußte.

Schießen!

Nie würde er wieder eine so große Chance bekommen. Und Dexter Haley riß sein Gewehr hoch.

Stehend wollte er auf den zotteligen Körper feuern, den er kaum verfehlen konnte.

Aber der Yeti war schneller.

Ob er aus eigenem Antrieb gehandelt oder auf einen Befehl hin reagiert hatte, wußte Dexter nicht zu sagen. Er glaubte aber, einen Pfiff gehört zu haben, zögerte etwas zu lange mit dem Abdrücken, und der Yeti nutzte die Chance.

Plötzlich war er verschwunden.

Er hatte sich kurzerhand nach hinten geworfen und war zwischen den Bäumen gelandet, wo ihm der herabfallende Schnee zudem noch Deckung gab.

Dexter schoß.

Das automatische Gewehr schleuderte die Kugeln heraus. Der Mann streute auch, wollte ein möglichst großes Gebiet treffen und sah, wie die Geschosse zwischen die Bäume und in den hohen Schnee einschlugen, wo sie weiße Fontänen in die Höhe schleuderten.

Ob Dexter die Bestie getroffen hatte, wußte er nicht. Er selbst war von Schneestaub umgeben und hörte den Echos der Schüsse zu, die die Stille des Winterwaldes brutal zerrissen.

Sie rollten als peitschende Donnerschläge den Weg hinab und verebbten schließlich in der klaren Luft.

Dexter ließ das Gewehr sinken und japste nach Luft. Er war fix und fertig, total verschwitzt; so sehr hatte er unter dem Streß des Augenblicks gelitten.

Er nahm das Gewehr in die Rechte und wischte mit der linken über sein Gesicht. Auf dem Handschuh blieb der feuchte Schweißfilm zurück. Die peitschenden Schüsse hatten auch die im Wald hockenden Vögel aufgeschreckt. Sie waren flatternd aufgestoben und zogen in der klaren Winterluft am Himmel ihre Kreise.

Der Yeti ließ sich nicht blicken.

Wo er sich in Deckung geworfen hatte, war die glatte Schneefläche aufgewühlt. Er selbst mußte zwischen den Bäumen weitergekrochen sein. Sosehr sich Dexter auch anstrengte, er konnte ihn einfach nicht entdecken.

Sollte er ihn verfolgen?

Sehr vorsichtig setzte er sich in Bewegung. Das Knirschen des

Schnees unter seinen Sohlen störte ihn. Schußbereit hielt er das Schnellfeuergewehr in Anschlag.
Er suchte nach Spuren. Wenn er die Bestie getroffen hatte, mußte zumindest Blut zu sehen sein.
Nichts davon fand er. Aber er sah, daß die Bestie auf ihrer Flucht Bäume geknickt und fast ausgerissen hatte. Daran war zu erkennen, welch eine Kraft in diesem zottigen Körper steckte.
Er war tiefer in den Wald hineingeflohen und hatte eine lange Spur der Zerstörung hinterlassen. Ein Monstrum wie der Yeti kannte keine Rücksicht. Weder gegen Mensch noch gegen die Natur.
Hatte es Sinn, die Bestie zu verfolgen? Diese Frage stellte sich der Öko-Sheriff natürlich, und er kam zu dem Entschluß, es nicht zu tun. Mit Feigheit hatte dies nichts zu tun. Er wußte seine Schwächen und Stärken sehr wohl einzuschätzen und sagte sich, daß ihm der Yeti trotz Bewaffnung überlegen war.
Die andere Alternative war einfach. Zurück zum Wagen, hinabfahren in den Ort und von dort die entsprechenden Maßnahmen für eine Großfahndung einleiten.
Er nickte sich selbst zu, weil er sich bestätigen wollte. Das war keine Sache mehr für einen einzelnen, da mußte die Armee mit eingreifen. Er war überfordert.
Dexter Haley ging den gleichen Weg zurück, den er gekommen war. Wohl war ihm dabei nicht. Er dachte an die tote Langläuferin, die hier oben ihre Ruhe hatte finden wollen und den ewigen Schlag gefunden hatte. Der Yeti tötete Menschen, aus welchen Gründen auch immer. Er mußte zudem wissen, daß sich noch ein Mensch in seinem Umkreis befand. Eben Dexter Haley. Dieser konnte sich nicht vorstellen, daß ihn die Bestie so einfach laufenlassen würde.
Wenn die einmal Blut gerochen hatte, würde sie nicht mehr von der Spur lassen.
So rannte er weiter. Bergauf war es schwieriger. An manchen Stellen lag der Schnee tatsächlich hüfthoch, und er mußte sich regelrecht hindurchkämpfen.
Alles klappte. Mit Schnee beladen und ziemlich außer Atem, erreichte er die Lichtung, wo der Wagen stand. Sicherheitshalber suchte er die Lichtung noch einmal ab, fand aber keine neuen Spuren, die der Yeti hinterlassen haben könnte.
Er stieg ein.
Erst jetzt, als er das Gewehr auf den Beifahrersitz gelegt hatte, ging es ihm besser. Die starke Spannung fiel von ihm ab, aber er bekam plötzlich das Zittern der Hände. Dexter beugte sich vor und preßte seine Stirn gegen den Lenkradring. Etwa zwei Minuten blieb er so sitzen, dann siegte die Vernunft.
Er mußte einfach weg!

Zwar hatte der Wagen lange gestanden, aber der kalte Motor sprang sofort an.

Dexter fuhr los.

Die Reifen fraßen sich durch den Schnee. Sehr rasch hatte er den Weg erreicht, der ihn wieder hinab ins Tal bringen würde. Automatisch fuhr er schneller, obwohl die Kurven an einigen Stellen verdammt eng wurden. Dexter verließ sich nur auf die Reifen und auf seine guten Fahrkünste. Der Schnee war nicht glatt. Er bildete Wellen und Haufen, durch die Haley seinen Wagen trieb. Die Federung dämpfte die gröbsten Unebenheiten des Bodens. Dennoch wurde er auf seinem Sitz auf-und niedergeschleudert, hielt sich eisern fest und kümmerte sich auch nicht darum, daß die schneebeladenen Äste wie peitschende Arme gegen die Karosserie des Wagens schlugen, als wollten sie dort Beulen hineinschlagen.

Schnee, Sonne und Bäume kamen ihm sehr bald wie eine tanzende, hüpfende Landschaft vor. Weißer, in die Höhe gewirbelter Schneestaub trieb gegen die Scheiben, die er mit Hilfe der Wischblätter wieder blank fegte.

Dort, wo der Wald lichter wurde und sich freie Stellen auftaten, bekam der Fahrer einen herrlichen Blick in das verschneite Hochtal mit der Ortschaft Culver in der Mitte. Eine Postkarten-Landschaft, um die sich Dexter nicht kümmerte, weil er sie schon oft genug bewundert hatte.

Im nächsten Moment aber war die Stimmung dahin!

Zuerst sah er den Schatten. Rechts von ihm erschien er am Rand des Weges. Einen Moment später materialisierte sich der Schatten zu einer Gestalt, und plötzlich stand der Yeti vor ihm.

Vielleicht zwanzig Yards entfernt hatte er sich aufgebaut und seine mächtigen Arme ausgebreitet, als wollte er damit den heranrollenden Wagen umfangen.

Dexter Haley mußte sich innerhalb einer Sekunde entscheiden. Ausweichen konnte er nicht. Sollte er bremsen oder auf das Monstrum halten? Wenn er die Bremse trat, würde der Range Rover trotz seiner guten Reifen noch weiter rutschen.

Deshalb entschied er sich für die zweite Möglichkeit.

Er fuhr direkt auf die Bestie zu.

Dabei gab er noch Gas, verschaffte sich selbst durch einen wilden Schrei Luft, sah die Gestalt wachsen und wachsen, und nicht aus dem Weg springen.

Der Aufprall!

Dexter hatte sich abgestemmt. Er war angeschnallt und konnte nur hoffen, daß der vorn durch das Gitter verstärkte Rover die Bestie aus dem Weg schaufelte und er nicht mit seinem Wagen irgendwo im Gelände landete.

Die folgenden Sekunden bekam er zwar mit, aber er hatte das Gefühl, sie nicht richtig zu erleben.

Vor dem Wagen wuchtete ein Schatten in die Höhe, eine fellbedeckte Bestie, die mit Armen und Beinen um sich schlug, auch die Frontscheibe traf, so daß Dexter nichts mehr sehen konnte, weil das Glas zerkrümelte.

Er fuhr trotzdem weiter und sah den Schatten plötzlich nicht mehr. Sein Wagen hatte ihn tatsächlich aus dem Weg geschleudert, so daß er irgendwo zwischen die Büsche gefallen war.

Die nächsten Yards fuhr er nur nach Instinkt und hatte wiederum das Glück des Tüchtigen.

Dexter kam durch, ging aber vom Gas und trat gleichzeitig sehr behutsam die Bremse, damit der Wagen bei einem plötzlichen Stopp nicht in den Graben rutschte.

Als er stand, hämmerte er mit dem Gewehrkolben die Scheibe aus dem Rahmen und erkannte erst jetzt, welch ein Glück er gehabt hatte. Der Rover hatte sich schräg gestellt. Seine beiden Vorderräder waren nicht weit vom Wegrand entfernt zur Ruhe gekommen. Eine halbe Körperlänge entfernt kippte ein Hang ab. Weiß und glitzernd. Doch erst viel später stand der Wald wie eine Mauer…

Wo steckte der Yeti?

Dexter Haley warf einen fiebernden Blick in den Außenspiegel, der leider verstellt war, so daß er nichts erkennen konnte. Im Innenspiegel konnte er zwar auch zurückschauen, nur nicht so weit. Daß er die Bestie getötet hatte, daran wollte er nicht glauben. Sie würde auch weiterhin versuchen, ihn zu packen.

Zum Glück war der Wagen durch das Gitter verstärkt worden. Das hatte selbst diesem harten Aufprall widerstanden und war nicht in den Kühlergrill hineingepreßt worden.

Eiskalte Winterluft drang durch die zerstörte Scheibe in den Wagen. Vor Dexters Lippen dampfte wieder der Atem. Er schluckte, zitterte, schaute nach seinem Gewehr, das vom Sitz gerutscht war und jetzt neben seinen Füßen lag.

Den Motor hatte er abgewürgt. Länger wollte er nicht mehr stehenbleiben. Er mußte einfach weiter.

Im Innenspiegel sah er, daß sich hinter ihm die Wipfel der Bäume bewegten. Bestimmt nicht durch den Wind, denn sie zitterten hektisch. Es hatte einen anderen Grund…

Der Yeti mußte sich erholt haben.

Heftig schüttelte Dexter Haley den Kopf. »Nein!« keuchte er. »Du bekommst mich nicht. Niemals!«

Wieder startete er den Motor. Auch diesmal hatte er Glück. Er lenkte den Wagen vorsichtig nach links, um wieder die Mitte des Weges zu erreichen, wo er bessere Fahrbedingungen vorfand.

Dexter entwischte der Bestie und sah nichts mehr von ihr.
Es war schlimm für ihn. Die Strecke schien die doppelte Länge zu besitzen. Sie wollte einfach kein Ende nehmen, denn noch immer hockte ihm die Furcht wie ein schwerer Alp im Nacken.
Aber die Häuser von Culver waren bereits näher gerückt. Der Weg hatte an Breite gewonnen. Kaum noch Wald wuchs auf den flachen, weiten und weißen Hängen.
Über manchen Dächern standen graue Rauchfahnen. Viele Häuser besaßen noch Kamine. Jenseits des Ortes lagen die drei Hotels am Hang. Auch von ihren Fenstern aus konnten die Gäste entweder auf den Ort oder in die herrliche Bergwelt schauen.
Zwischen Culver und der Hotelanlage schmiegte sich eine flache, rote Backsteinbaracke an den Hang. Wo er endete befand sich der Landeplatz für Sportflugzeuge und Hubschrauber. In der Baracke waren die Abfertigungsräume untergebracht worden.
Der Öko-Sheriff stand auch weiterhin unter Druck. Es würde noch eine Weile dauern, bis er sich wieder beruhigt hatte. Er dachte auch an seine Frau. Doris hatte recht behalten. Kein Grizzly zeichnete sich für die Untaten verantwortlich, sondern Bigfoot oder ein Yeti.
Am Eingang des Ortes passierte er den großen Platz, wo die Schneeraupen und Pflüge standen. Sie wirkten wie stählerne Ungeheuer und die Schaufeln wie Mäuler.
Für einen Moment kam ihm der Gedanke, mit einem Schneepflug gegen das Monstrum anzugehen.
Mochte es noch so stark sein, einen Schneepflug würde es nicht anheben können.
Er beschloß, diese Möglichkeit im Auge zu behalten, und bog wenig später in den schmalen Weg, der zu seinem Haus führte. Diesmal stellte Dexter den Range Rover vor dem Haus ab.
Seine Frau hatte ihn schon gesehen und erwartete ihn an der Haustür. »Du bist schon zurück?« begrüßte sie ihn, entdeckte dann den glaslosen Rahmen der Frontscheibe und bekam vor Schreck große Augen. »Himmel, was ist geschehen?«
Dexter umfaßte sein Gewehr und schob sich an Doris vorbei in das Haus. »Schließ die Tür!«
Er lief mit zielsicheren Schritten in sein Arbeitszimmer, wo auch der schmale Barschrank stand, aus dem er eine angebrochene Flasche Whisky holte.
Doris blieb an der offenen Tür stehen. Sie schaute zu, wie ihr Mann aus der Flasche trank, sich die Lippen abwischte und ihr dann zunickte. »Das habe ich gebraucht. Es war der Schluck auf mein zweites Leben, Doris.«
»Was sagst du da?«
»Ja, fast wäre ich nicht mehr hier erschienen.« Er ließ sich in einen

alten Sessel fallen und strich über seine Stirn. Den Kopf preßte er zurück und redete gegen die Decke. »Du hattest recht gehabt, Doris, so verdammt recht. Es war kein Grizzly.«

Sie kam näher. »Was war es dann?«

Jetzt schaute er sie an. »Ein Yeti. Meinetwegen auch Bigfoot. Jedenfalls ein verdammtes Monster.«

»Das… das stimmt doch nicht.«

»Doch, es ist eine Tatsache. Es stimmt. Alles, was ich dir jetzt sage, ist nicht gelogen.« Er deutete auf einen zweiten Sessel. »Setz dich hin, Doris.«

Danach erzählte er seine Erlebnisse. Doris stürzte er dabei von einer Panik in die andere. Sie konnte es nicht fassen, flüsterte dazwischen, aber ihr Mann ließ sich nicht beirren, stand auch auf, holte die Flasche, nahm noch einen Schluck und zog im Flur seinen Schneeanzug aus. Er redete dabei immer weiter, seine Bewegungen wirkten fahrig, das Gesicht war rot angelaufen, die Erinnerung an die vergangenen Stunden ließ sich nicht so einfach abstreifen.

Vor dem Schreibtisch, auf dem auch das Telefon stand, blieb er aber schließlich sitzen.

»Was willst du jetzt tun?« fragte seine Frau.

Er deutete auf den Apparat. »Anrufen.«

»Und wen?«

»Den District Commissioner.«

»Was kann der denn erreichen?«

Dexter hielt den Hörer schon in der Hand. »Was der erreichen kann? Einiges. Er soll die Armee schicken. Soldaten müssen her und die verdammte Bestie jagen. Außerdem muß die Tote oben auf dem Weg abgeholt werden. Das sind alles Dinge, über die ich allein nicht entscheiden kann. Verstehst du das?«

»Allmählich.«

»Gut.« Dexter tippte die Nummer ein. Er bekam die Verbindung sehr schnell und hörte die ruhige Stimme des Vorgesetzten. Dann redete er, aber der Commissioner unterbrach ihn schon nach dem dritten Satz.

»Nicht so, Dexter. Kein Militär! Wir regeln die Sache anders. Der Befehl kam von ganz oben.«

»Ja… ja… wie denn?«

»Es werden bei Ihnen in Culver bald zwei Männer eintreffen, die sich an Sie wenden.«

»Und wann kommen die?«

»Morgen schon.«

»Wer ist das denn?«

»Ein Engländer und ein Regierungsbeamter.«

Dexter lag eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, die er aber verschluckte.

»Haben Sie alles verstanden?«
»Ja, Sir.«
»Sie sprachen von einem sechsten Opfer. Ich werde einige Leute herausschicken, die sich um die Leiche kümmern. Wir nehmen den Hubschrauber. Haben Sie die Tote identifiziert?«
»Nein, dazu blieb keine Zeit. Der Yeti kam plötzlich.«
»Verstehe.« Der Commissioner räusperte sich. »Noch etwas, Dexter. Halten Sie die Ohren steif. Wir kriegen die Sache schon in den Griff.«
»Wie Sie meinen, Sir.«
Doris hatte zwar nicht mitgehört, sie merkte aber doch, daß etwas nicht stimmte. »Was war denn los?«
»Ich komme nicht mehr mit.« Dexter schüttelte den Kopf und begann zu lachen. »Die wollen uns zwei Typen schicken, die alles ins Lot bringen. Ein Engländer und einer von der Regierung. Bestimmt so ein Geheimdienstmann vom Schreibtisch.«
Doris bekam hektische Flecken auf beiden Wagen. »Stimmt das tatsächlich?«
»Ja.«
»Und was machst du?«
Dexter Haley zog die Lippen breit. »Ich versuche, einen guten Eindruck zu machen.«
»Ob dir das gelingt«, erwiderte seine Frau skeptisch.
»Das frage ich mich auch.« Er stand auf und streckte Doris beide Arme entgegen. »Komm mal her!« flüsterte er. »Ich… ich muß dich einfach spüren.«
Doris zögerte nicht länger. Sie umarmten sich und Dexter flüsterte: »Jetzt genieße ich mein zweites Leben noch einmal richtig…«

***

Über uns bildeten die Rotorblätter einen nie abreißenden Kreis. Unter uns lag eine Winterlandschaft, die schon das Prädikat unbeschreiblich schön verdiente. Im Sonnenlicht strahlende, von Eisschichten bedeckte Berggipfel, darunter die manchmal senkrecht abfallenden Felswände, die übergingen in sanfte Hänge, die auf mich wie strahlend weiße Tücher wirkten.
Ich konnte mich kaum sattsehen an diesem Panorama und begann plötzlich, den Winter zu lieben, obwohl ich von ihm in London die Nase voll hatte..
Hier war er ein Gedicht.
Das meinten sicherlich auch die zahlreichen Skiläufer, die auf den langen Pisten ihre Kunststücke mehr oder weniger exakt vorführten und manchmal, wenn wir dichter über sie hinwegflogen, die Arme hoben und uns zuwinkten.
Es war eine dennoch einsame Gegend, nicht zersiedelt, noch viel

intakte Umwelt. Wir glitten nur vereinzelt über Orte hinweg, sahen keine großen oder hohen Hotelbauten, sondern Häuser, die sich der Landschaft anpaßten, zumeist aus Holz errichtet.

In einem solchen Hotel sollten auch wir absteigen. Die Zimmer waren bereits reserviert, und der Ort, in dem wir uns einnisten wollten, hieß Culver.

So unscheinbar der neben mir sitzende Dr. Karl Mertens auch wirkte, ich hatte inzwischen mitbekommen, welch einen Einfluß er besaß. Durch einige Telefonanrufe hatte er dafür gesorgt, daß uns Hindernisse aus dem Weg geräumt wurden, damit wir schalten und walten konnten, wie es die Lage erforderte.

Natürlich hatte er meinen Blick in die Tiefe bemerkt. Karl Mertens drehte sich zu mir um. Er hatte die normale Brille mit einer Sonnenbrille vertauscht und lachte mich an. »Sie finden es toll hier, nicht wahr?«

»Das können Sie laut sagen.«

»Ja, es läßt sich aushalten, wenn man ein Fan des Weißen Sports ist. Damit meine ich nicht Tennis. Können Sie eigentlich Skilaufen, John?«

»Mehr schlecht als recht.«

»Vielleicht werden Sie es müssen!«

Ich winkte ab. »Wenn es eben geht, drücke ich mich davor. Außerdem glaube ich kaum, daß ich einen Yeti auf Skibrettern verfolgen kann. Das ist nicht drin.«

»Wie Sie meinen.«

Ich schaute auf die Uhr. »Wann ungefähr landen wir in Culver?«

»Genießen Sie den Ausblick noch eine Viertelstunde. Dann müßte es soweit sein.« Er deutete nach vorn. »Wir werden noch einen Berggrat überfliegen, anschließend beginnt das Tal, in dem Culver liegt. Ein Hochtal, sehr schneesicher bis in den Frühling. Das wollen die Leute ja.«

Da hatte er recht. Ein echter Skifan konnte vom Schnee nicht genug bekommen.

Wir hatten inzwischen erfahren, daß es noch ein weiteres Opfer gegeben hatte. Wieder eine Frau.

Der Yeti hatte sie auf einer einsamen Loipe überfallen und getötet.

Er war wenig später von einem Zeugen gesehen worden und hätte ihn fast auch noch erwischt. Der Mann, ein Sheriff oder Wildhüter, war aufgebrochen, um den Mörder zu stellen. Er war davon ausgegangen, daß es sich bei ihm um einen Grizzly handelte, doch er wurde eines Besseren belehrt. Der Täter war ein Yeti oder Bigfoot.

Ich konzentrierte mich wieder auf die Gegend. Der Sonnenball schickte seine Strahlen durch die Hubschrauberverglasung, als wollte er das Innere im Licht explodieren lassen.

Vor uns erschien der von Karl Mertens erwähnte Berggrat, auf dessen

Kappe eine Schicht aus Eis und Schnee klebte. Wind böte über den Berggrat hinweg und blähte den pulverigen Schnee von der Oberfläche zu wolkenartigen Gebilden auf.

Ängstliche Gemüter konnten Furcht bekommen, denn die Wand wirkte verdammt mächtig. Auch wir mußten an Höhe zulegen. Unser Pilot, ein sicherer Mann im Gebirge, brachte dieses Hindernis rasch hinter sich. Unser Blick fiel ungestört in ein malerisch gelegenes Hochtal, in dessen Zentrum die kleine Stadt Culver lag und nicht weit entfernt davon die drei Hotels und der Hubschrauberlandeplatz, auf dem bereits eine Maschine stand, die aus der Höhe klein wie ein Spielzeughubschrauber wirkte.

Unser Hotel, in dem wir absteigen wollten, hieß »Mountain King«. Ich war gespannt, ob man es wirklich als König der Berge bezeichnen konnte. »Welches der drei Häuser ist es denn?« fragte ich Karl Mertens.

»Das Haus, das dem Hubschrauberlandeplatz am nächsten liegt.«

»Da hören wir den Krach.«

»Nicht in der Mittagszeit, nicht am frühen Morgen und auch nicht am Abend. Die Start- und Landezeiten sind genau reguliert worden. Man weiß schließlich, was man seinen Gästen schuldig ist. Wir haben Glück und landen vor dem Mittagessen.«

Ich grinste verschmitzt. »Sie hätten doch sicherlich eine Sondergenehmigung bekommen - oder?«

»Ja.«

Er sagte das mit aller Bescheidenheit, doch ich hörte den Hintersinn hervor. Dieser Mann mußte eine große Macht besitzen. Ich hatte mich bei ihm nach seiner eigentlichen Aufgabe erkundigt, doch keine konkrete Antwort bekommen.

»Es ist besser, wenn wir uns auf den eigentlichen Fall konzentrieren«, hatte er mir gesagt.

Nun ja, sollte er.

Wir verloren an Höhe. Dabei sprach mich Dr. Karl Mertens an. »Ich wollte Ihnen noch sagen, John, daß ich einen Anruf bekam. Man hat mir klargemacht, daß ich es nicht schaffen könnte. Der Yeti würde mich einfach zerreißen.«

»Weshalb gerade Sie?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Hängt es mit damals zusammen, als Sie den Yeti gewissermaßen als Baby kennenlernten?«

»Das kann sein. Vielleicht hat er mich zu dem Zeitpunkt schon auf die Liste gesetzt.«

»Dann müßte es ein Motiv geben.«

»Kann sein.«

»Das nehmen Sie so einfach hin?«

»Bleibt mir etwas anderes übrig?« Er lächelte scharf. »Außerdem habe ich ja Sie an meiner Seite. Und Ihr Name hat auch bei uns in den Staaten einen guten Klang.«

»Danke.«

Wir konzentrierten uns beide auf den Landeanflug. Der Pilot war ein ausgezeichneter Fachmann. Er verstand sein Handwerk, bei ihm fühlte man sich auch in den Bergen sicher.

Zwei Hotels überquerten wir in einem Bogenflug. Auf den Hängen sah ich die bunt gekleideten Skiläufer. Weiter oben standen die Wälder. Trotz der Schneelast sahen sie dunkel aus. Das waren ideale Verstecke für einen Yeti.

Wir landeten auf dem Platz, der groß genug war, um auch einer Sportmaschine die Chance für Start und Landung zu geben. Der Schnee war gewalzt worden. Dennoch stoben Wolken hoch, als die breiten Kufen aufsetzten.

Die Verabschiedung von dem Piloten fiel fast herzlich aus. Es stand schon ein Wagen bereit, auf dem die Ladung für den Rückflug lag. »Wir geben Ihnen noch Bescheid, wenn Sie uns wieder abholen können«, sagte Dr. Mertens.

»In Ordnung, Sir!«

Mit dem Koffer in der rechten Hand ging ich. Der Wind schleuderte mir den Schal zurück. Obwohl die Sonne am Himmel stand, war es fast eisig. Später nahm uns die Wärme des Abfertigungsgebäudes auf. Wir wurden von einem älteren Mann willkommen geheißen, der uns zu einem bereitstehenden Wagen führte.

»Ich bringe Sie zum Hotel.«

Auf dem festgewalzten Weg rollten wir dahin wie auf Asphalt. Der Ort Culver lag rechts von uns.

Dort herrschte reger Betrieb. Wer sich nicht auf den Pisten sportlich betätigte, kaufte ein oder schlenderte einfach nur herum.

»Wie finden Sie es hier, John?«

»Sehr ordentlich und idyllisch.«

Mertens nickte. »Kein Vergleich zu den Superorten in Colorado. Hier kann man noch genießen, Kennen Sie Aspen in Colorado?«

»Nein.«

»Da haben Sie auch nichts versäumt.« Er hämmerte den Wagenschlag zu. Das Mountain King erwies sich als solides Holzhaus. Es stand in Hanglage, besaß ein weit vorgezogenes Dach, auf dem der Schnee als Haube lag. Dieses rustikale Flair setzte sich auch im Innern fort. Schwere Möbel, viel Holz, auch als Balken unter den Decken, zwei Kamine in der Halle, wo Feuer Wärme spendete, Rundbögen als offene Durchgänge, die zu den einzelnen Bars, Restaurants, Aufenthaltsräumen oder Fitneß-Zentren führten.

Offiziell war der Laden ausgebucht gewesen. Wir hatten trotzdem

unsere Zimmer bekommen und wurden auch sehr höflich behandelt, als wir unsere Namen sagten.

»Ihre Räume liegen im ersten Stock! Willkommen bei uns im Moutain Star.« Der Mann lächelte und winkte gleichzeitig einem Boy, der sich um unser Gepäck kümmerte.

Den Lift brauchten wir nicht zu nehmen. Über die breite Treppe gingen wir hoch, erreichten einen großzügigen Vorflur, in dem ein prächtiger Blumenschmuck auffiel, und schritten dem Boy hinterher, der uns in den Flur führte, wo die Zimmer lagen.

Die Türen waren hell gestrichen, bestanden aus schwerem Eichenholz, und ich wunderte mich über die Großzügigkeit der Zimmer. Das waren schon kleine Wohnungen. Durch Zwischen- und Schiebewände so aufgeteilt, daß man sich geborgen fühlte.

Unsere Zimmer lagen sich gegenüber. Vor der Tür blieb Dr. Mertens stehen und warf einen Blick auf die Uhr. »Ich hatte Mr. Haley einen Termin für vierzehn Uhr gegeben«, sagte er. »Reicht Ihnen das, John?«

»Ja.«

»Okay, bis nachher.« Mertens verließ den Raum, während ich hinter ihm die Tür schloß.

Gemächlich schlenderte ich auf den Balkon zu, öffnete die Tür und ließ frische Winterluft in den Raum strömen.

Der Ausblick war prächtig. Einen Teil der Ortschaft Culver konnte ich übersehen. Den meisten Raum jedoch nahm das phantastische Bergpanorama ein. Die hohen Felsen, die vereisten Gipfel, dann die klare Luft und die Bläue des Himmels.

Im Gegensatz dazu standen die dunklen Wälder, wo der Schnee noch unberührt war.

Links von mir sah ich eine Bewegung. Ich schaute hin und erkannte die Frau im Liegestuhl. Sie lag auf dem Balkon, trug nur einen Bikini und ließ sich von der Sonne bescheinen. Die Hälfte ihres Gesichts wurde fast von den Gläsern der gewaltigen Sonnenbrille eingenommen. Wurde es ihr zu kalt, konnte sie sich in den Pelzmantel einwickeln, auf dem sie lag.

Ich zog mich wieder zurück und dachte daran, daß eine Bestie wie der Yeti hier genügend Opfer finden konnte.

Das machte mir Angst…

***

Auch Dr. Karl Mertens stellte seinen Koffer ab, trat ans Fenster und schaute kurz nach draußen. Er interessierte sich nicht für die herrliche Umgebung, denn er gehörte zu den Menschen, die praktisch dachten, die Natur einfach hinnahmen, sich aber kaum darüber freuen konnten. Mertens war ein nüchtern denkender Stratege. Wenn er reagierte, geschah dies emotionslos und diente allein der Sache. So war er auf

der Karriereleiter hochgerutscht und gehörte nun zu den Leuten in Washington, die etwas zu sagen hatten.

Nur wenige Menschen waren über seinen eigentlichen Aufgabenkreis eingeweiht. Aber man wußte, daß man sich ihn nicht zum Feind machen durfte. Wer das tat, hatte kein angenehmes Leben.

Mertens hatte seinen Koffer auf ein hüfthohes Regal gelegt und öffnete ihn. Er hängte die Kleidungsstücke in den Wandschrank und holte aus einem Seitenfach seine Waffe hervor.

Es war ein Smith & Wesson Revolver Kaliber .357 Magnum. Ein altes Modell, aber hundertprozentig in Schuß. Mertens konnte sich darauf verlassen, und mit diesem Kaliber holte er einen Elefanten von den Beinen.

Dr. Mertens überprüfte die Waffe. Die Trommel faßte sechs Patronen. Wenn der Yeti die im Körper stecken hatte, blutete er aus. In den Augen des Mannes leuchtete es kalt. Er würde nicht eher von hier verschwinden, bis er die Bestie gestellt hatte.

Ein sehr weiches Lederfutteral diente als Halfter. Er band es sich um und dachte dabei über John Sinclair nach. Der blonde Engländer hatte auf ihn einen guten Eindruck gemacht. Er war ein Mann, der wußte, was er wollte, und der trotz seines außergewöhnlichen Jobs den Blick für die Realität nicht verloren hatte.

Auf Sinclair konnte man sich verlassen. Zu zweit mußten sie den Yeti stellen können.

Das Telefon stand neben dem Bett. Mertens schrak zusammen, als es plötzlich anschlug. In seine Augen trat ein harter Ausdruck. Der Verstand analysierte bereits die Lage. Wer konnte ihn anrufen?

Wer wußte, daß er sich im Mountain King aufhielt?

Vielleicht wollte Sinclair etwas von ihm. Mertens hob ab und meldete sich mit einem knappen »Ja bitte?«

Der andere Teilnehmer gab keine Antwort. Dennoch blieb es in der Leitung nicht still.

Atemgeräusche drangen an seine Ohren. Sehr heftig, so daß es schon einem Keuchen glich. Dieses Geräusch löste ein kicherndes, gleichzeitig wissendes und auch hartes Lachen ab, das ebenso schnell wieder abbrach, wie es aufgeklungen war.

Danach war nur das Freizeichen zu hören.

Dr. Karl Mertens legte den Hörer auf. Er starrte den Apparat an, als wollte er ihn hypnotisieren.

Gleichzeitig dachte er über den Anrufer und dessen Reaktion nach.

Dieses Lachen hörte Mertens nicht zum erstenmal. Wo hatte er es schon vernommen?

Er grub tief im Kasten seiner Erinnerungen, ließ viele Dinge vor seinem geistigen Auge Revue passieren, kreiste das Problem dann analytisch ein und kam zu einem Entschluß.

»Ja!« flüsterte er rauh. »Genau, das ist es. Verdammt, ich hätte es mir fast denken können.«
Gelacht hatte ein Toter.
Jasper Moore!

***

Wir hatten uns nicht an der Bar getroffen, sondern im kleinen Speisesaal, wo wir eine Kleinigkeit essen wollten. Ich entschied mich für Räucherlachs aus den Rockies, bekam dazu Toast und Butter gereicht und trank einen leichten Weißwein.
Dr. Mertens nahm keine feste Nahrung zu sich. Er trank Mineralwasser. Dexter Haley würde ungefähr in einer Viertelstunde eintreffen, bis dahin war ich mit meiner kleinen Mahlzeit fertig.
Der Amerikaner machte mir einen etwas geistesabwesenden Eindruck. Ich fragte nach Problemen.
»Die habe ich tatsächlich.«
»Und welche?« Ich tunkte ein Stück Lachs in die leichte Senfsoße.
»Es geht da um einen Anruf, den ich bekam«, erklärte er.
»Hier im Hotel?«
»Ja. Vorhin. Es war jemand, der mich gut kannte. Allerdings nannte er nicht seinen Namen. Erst atmete er heftig, dann lachte er, bevor er auflegte.«
»Haben Sie den Anrufer trotzdem erkannt?«
Mertens beugte sich vor. »Es war Jasper Moore!«
Ich stellte das Glas wieder ab, das ich bereits umfaßt hielt. »Was sagen Sie da?«
Mertens nickte. »Ich kann es mir zwar nicht erklären, für mich gibt es jedoch keinen Zweifel. Bei dem Anrufer handelte es sich um Jasper Moore.«
»Der tot ist.«
»Bisher war ich ebenfalls der Ansicht. Das hat sich nun geändert. Ich habe schon Konsequenzen ergriffen und dafür gesorgt, daß die Umstände seines Todes noch einmal genauer untersucht werden. Die Leute sollen sich die entsprechenden Akten ansehen. Wenn sie ein Haar in der Suppe finden, bekomme ich Bescheid.«
Ich nickte und aß dabei weiter. »Ein Toter, der lebt«, sagte ich. »Nicht schlecht. Das wäre sogar eine Lösung.«
»Für was?«
»Vielleicht für das Auftauchen des Yetis. Möglicherweise handelt die Bestie nicht aus eigenem Antrieb. Hinter ihr muß jemand stehen, der sie leitet. Verstehen Sie mich?«
»Ja, ich denke ähnlich.«
»Konnten Sie herausfinden, ob es sich bei dem Anruf um ein Ferngespräch gehandelt hat?«

»Nein. Wenn Jasper Moore aber tatsächlich der Initiator sein sollte, wird er sich auch in der Nähe aufhalten, um den blutrünstigen Killer unter Kontrolle zu halten. Ich kenne seine Pläne nicht, aber er ist ein Mensch, der sich in seine Arbeit ungewöhnlich stark hineinkniet. Um Erfolge zu erreichen, geht er über Leichen. Ein besessener Forscher und Wissenschaftler.«

»Könnte das Motiv Rache sein?« fragte ich.

Mertens hob die Schultern. »Rache - an wem?«

»An Ihnen… Sie haben doch den Yeti damals gesehen. Wie reagierten Sie?«

»Ich schlug ihm vor, die kleine Bestie zu töten.«

»Das hätten Sie vielleicht nicht machen sollen. Moore ist nachtragend. Er kann nicht anders sein, wenn er sich auf diese Art und Weise engagiert. Er und der Yeti, das ergäbe einen Sinn.«

Dr. Mertens drehte sein Glas zwischen den Händen. »Ich sehe in sinnlosen Morden keinen Sinn.«

»Möglicherweise sollten Sie aufmerksam werden und in dieses Tal kommen. Das, ist ihm ja gelungen. Sie sind hier, ich bin hier. Das könnte für Moore ideal sein.«

»Und seinen Yeti hält er versteckt. Die Wälder sind dicht genug.«

»Richtig. Was mich stutzig macht, ist der Zustrom an Touristen. Hier sind Morde geschehen, dennoch scheinen mir die Hotels ausgebucht zu sein. Wie paßt das zusammen?«

»Nervenkitzel.«

»Sind die Amerikaner so?«

»Nicht alle. Aber es ist vorstellbar. Bisher haben wir den großen Trubel noch abwehren können. Normalerweise würde es hier von Reportern nur so wimmeln. Man hat ja in den einschlägigen Gazetten die Legende von Bigfoot ausgegraben und nicht einmal unrecht gehabt. Aber das sind Dinge, die uns nicht stören sollten. Mir ist klargeworden, daß wir nicht allein den Yeti stellen müssen, auch meinen alten Freund Jasper Moore. Das wird sich alles ergeben, denke ich.«

Ich schaute durch die Fensterscheibe nach draußen, wo einige Skiläufer, direkt von der Piste kommend, ihre. Bretter abschnallten und einliefen. Die meisten waren hungrig, sie würden jetzt die Speisesäle bevölkern. Eine Familie mit zwei Kindern, sie waren schon größer, gesellte sich zu uns an den Nebentisch. Ihnen auf dem Fuße folgte- ein hochgewachsener Mann in brauner Lederjacke, die innen ein helles Futter zeigte. Der Mann hielt einen Hut in der Hand. Sein dunkles Haar paßte gut zu dem gebräunten Gesicht. Er schaute sich um und trat etwas zögernd an unseren Tisch.

Dr. Mertens erhob sich. »Sind Sie Dexter Haley?« redete er den Ankömmling an.

»Das bin ich.«
»Mein Name ist Mertens.«
Haley lächelte. »Ja, Sie habe ich gesucht. Man sagte mir, daß Sie noch essen und…«
»Das ist vorbei.«
Auch ich hatte mich erhoben und wurde vorgestellt. Dexter Haley war mir sofort sympathisch. Vom Typ her ein wenig Westernheld. Seine Augen wirkten so, als würde er stets in die Ferne schauen.
Etwas von der Weite des Landes lag auch in seinen Pupillen.
Wir bestellten noch jeder eine Tasse Kaffee. Erst als sie vor uns stand, kamen wir zur Sache.
»Sie haben uns also etwas zu sagen, Mr. Haley«, begann Karl Mertens. »Können Sie jetzt konkret werden?«
Er nickte. »Natürlich.« Dann schaute er uns an. »Zuerst habe ich es ja auch nicht glauben wollen, jetzt aber bin ich davon überzeugt, daß es den Yeti gibt.«
»Sie haben ihn also mit eigenen Augen gesehen?« fragte ich.
»So ist es.«
»Wie genau war das? Wie ist es vor sich gegangen?«
Dexter Haley lehnte sich zurück und begann den Bericht. Er sprach mit ruhiger Stimme. Haley gehörte zu den Leuten, denen man glaubte. Er war kein Aufschneider und Übertreiber. Dabei hatte er wirklich Glück gehabt, mit dem Leben davongekommen zu sein.
»Jetzt wissen Sie alles, meine Herren, und eigentlich sind Sie jetzt an der Reihe.«
»Natürlich«, sagte ich und hatte auch keine Idee, wie wir den Yeti ausschalten sollten.
»Wollen Sie die Armee einsetzen?« fragte Haley.
»Nein, wir jagen ihn.«
Dexter schaute Dr. Mertens überrascht an. »Das wird aber nicht einfach sein.«
»Ich weiß, aber das schreckt uns nicht.«
Haley hatte Einwände. »Denken Sie mal an die Größe des Geländes. Da kann sich die Bestie jahrelang verstecken. Zudem sind Sie fremd hier, kennen sich nicht aus, und wir können auch nicht jeden Urlauber beschützen, der sich hier herumtreibt.«
»Ja, da haben Sie recht.« Ich nickte dem Öko-Sheriff zu.
Dr. Mertens winkte ab. »Die Flinte soll nicht so schnell ins Korn geworfen werden. Wenn wir nicht zum Yeti kommen, dann kommt er möglicherweise zu uns.«
Dexter erschrak. »Das wäre ja furchtbar.«
»Wir müßten nur gewappnet sein. Was meinen Sie, John?«
Ich kannte natürlich die Denkvorgänge des Regierungsmannes. Er hatte den letzten Vorschlag nicht umsonst gemacht. Der Yeti stand

nicht allein. Wenn Jasper Moore ihn leitete, machte es ihm sicherlich nichts aus, die Bestie seinem ehemaligen Kollegen oder Freund auf den Hals zu schicken. Aber den Yeti in einem vollbesetzten Hotel zu wissen, verursachte mir schon jetzt Schweißausbrüche.

»Wie sollen wir denn gewappnet sein?« erkundigte sich Dexter. »Was tut man gegen einen Yeti? Stellt man ihm Fallen? Wenn ja, welche? Ein Fangeisen, eine Schlinge…?«

»Das würde bei einer Bestie, wie der Yeti eine ist, wohl kaum helfen«, sagte Dr. Mertens.

»Was machen Sie dann?«

Ich gab die Antwort. »Wir werden versuchen, ihn in eine Falle zu locken. Damit dies auch klappt, bieten wir uns ihm als Köder an. Das ist alles.«

Dexter Haley grinste. »Hört sich ja direkt einfach an. Ist aber bestimmt lebensgefährlich.«

»Davon könnten wir ausgehen.«

Der Öko-Sheriff wechselte das Thema. »Noch ist die Wetterlage gut«, begann er. »Wenn Sie wollen, können wir uns dort umsehen, wo mir der Yeti begegnet ist.«

Dr. Mertens schaute mich an. »Was meinen Sie dazu, John?«

»Wir könnten es versuchen. Vielleicht zeigt er sich. Sie, Mr. Haley, haben ihn auch am hellichten Tag gesehen.«

»Und ob.«

Karl Mertens machte den Anfang. Er stand ruckartig auf. »Dann wollen wir keine Sekunde verlieren.« Der Regierungsmann nickte und sah sehr nachdenklich aus.

Den Anruf hatte er sicherlich nicht vergessen…

***

Als Wintersportler hätte ich mich hier wohl fühlen können, aber ich war nicht hergekommen, um Urlaub zu machen. Wir saßen in dem Range Rover, mit dem Dexter auch den Yeti aus dem Weg geschaufelt hatte. Dem Wagen hatte das nichts ausgemacht. Er rollte sicher den Weg bergauf seinem Ziel entgegen.

Die dunklen Brillen schützten unsere Augen gegen das vom Himmel fallende Sonnenlicht. Wir begegneten nicht einem Skifahrer. Dieser Weg wurde in den letzten Tagen gemieden. Keiner wollte in Gefahr laufen, dem Monstrum zu begegnen.

Schweigender Wald umgab uns. Ich empfand sogar das Motorengeräusch als störend.

Wenn wir an den breiten Schneisen vorbeifuhren, bekamen wir einen fantastischen Blick über die stille Bergwelt. Sie war in eine weiße Decke gehüllt, und auf den Felsen glänzte eine dicke Eisschicht. Vögel zogen ihre Kreise durch die klare Luft.

Wir rollten auf einem Höhenweg dahin und erreichten dann die Stelle, wo Dexter Haley die Tote gefunden hatte.

Wir stiegen aus.

»Hier ist es gewesen.« Haley hatte sein Gewehr mitgenommen. Er deutete mit dem Gewehrlauf dorthin, wo am Rand der dunkle Nadelwald begann. Der Schnee war zum Teil schon getaut. Von den Zweigen fielen die glasklaren Wassertropfen in die Tiefe.

Ich suchte zwischen den Bäumen nach. Ja, es waren genügend Spuren vorhanden. Der Yeti mußte eine unwahrscheinliche Kraft besitzen. Bei seiner Flucht hatte er sich durch den Wald geschlagen und alles aus dem Weg geräumt, was ihn behindert hatte. Ich entdeckte angeknickte Bäume und tiefe Spuren im Schnee. Sie zogen wie Bahnen durch die auf dem Boden liegende weiße Pracht.

Haley und Mertens waren mir gefolgt. Mertens rückte mit einem Vorschlag heraus. »Wie wäre es, wenn wir den Spuren folgen? Vielleicht führen sie uns zu seinem Versteck.«

»Das kann sein.«

»Und dann?« fragte Haley. »Stellen Sie sich mal vor, Sie treffen ihn tatsächlich. Sie sind nicht bewaffnet.«

Mertens winkte ab. »Das lassen Sie mal unsere Sorge sein, mein Lieber. Wir wissen schon, auf was wir uns da einlassen.«

»Ich wollte Sie auch nur darauf hingewiesen haben.«

Mertens wandte sich an mich. »Was halten Sie davon, John?«

»Meinetwegen können wir den Spuren folgen.«

Das war leichter gesagt, als getan. Nicht nur die eng beisammenstehenden Bäume bereiteten uns Schwierigkeiten, vor allen Dingen war es der Schnee, der so hoch lag und dabei wie Leim wirkte, als wollte er uns bei jedem Schritt hindern. Manchmal sanken wir fast bis zu den Knien ein. Meine Kleidung, zwar winterfest, näßte allmählich durch.

Liefen die Spuren so weiter wie jetzt, würden wir irgendwann ins Tal gelängen. Konnte es sein, daß sich der Yeti dort verkrochen hatte? Ich hatte die Führung übernommen, Haley machte den Schluß und blieb ebenso plötzlich stehen wie Mertens und ich, als wir das unheimliche Brüllen hörten, das über die Wipfel der Bäume hinwegschallte.

Wir schauten uns an.

Sogar Mertens bekam eine Gänsehaut, als er den Laut vernahm und schüttelte den Kopf. »Verdammt, das muß er sein.«

»Das ist er auch«, wisperte Dexter. »Ich habe ihn ja schon einmal gehört. Sein Schreien kenne ich.«

Hatte er uns gesehen und machte sich möglicherweise über unsere Bemühungen lustig? Rechnen mußten wir mit allem, lauschten dem Echo und versuchten herauszubekommen, aus welch einer Richtung das Brüllen zu uns drang.

»Das kann aus dem Tal kommen«, vermutete Karl Mertens.

»Muß aber nicht«, erklärte Haley, der Fachmann. »In den Bergen ist alles anders.«

Das war vorstellbar. So plötzlich, wie das Brüllen aufgeklungen war, verstummte es auch wieder.

Sekunden vergingen. Auch wir verhielten uns still.

»Und jetzt?« fragte der Öko-Sheriff. »Hatte das Schreien eine Warnung sein sollen?«

»Keine Ahnung«, gab ich zu und wollte weiterreden, als wir das Lachen vernahmen.

Diesmal hatte es kein Tier ausgestoßen. Wer da so schrill und höhnisch lachte, war ein Mensch.

Mertens trat dicht an mich heran und faßte nach meinem Arm. »Wissen Sie, wer da lacht, Sinclair?«

»Ich kann es mir denken.«

»Das ist Jasper Moore«, antwortete er. »Ich kenne die Stimme oder die Lache. Sie hat am Telefon zwar nicht so laut geklungen, aber der Unterton ist deutlich herauszuhören.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wenn ich nur wüßte, was er damit bezwecken will?«

»Rache, John. Ganz billige Rache.«

»So billig ist sie auch nicht. Der Yeti ist von ihm nicht umsonst großgezogen worden.«

»Möglich.«

Auch dieses Lachen verstummte. Dexter Haley hatte unser Gespräch mitbekommen und war etwas durcheinander. Seine Frage richtete er an Dr. Mertens. »Kann es sein, daß Sie mehr wissen, Sir? Ist der Yeti nicht allein?«

»Alles deutete darauf hin.«

»Dann wird er von einem Menschen geleitet.«

»So ähnlich.« Für Mertens war das Thema abgeschlossen. Er wandte sich an mich. »Haben wir hier noch etwas zu tun?« fragte er.

»Nein.«

»Gut, gehen wir zurück. Ich will mich nicht weiterhin verhöhnen lassen.«

Dexter Haley schaute mich an, aber auch ich hatte keine Lust mehr, mich hier herumzutreiben und verhöhnen zu lassen. Den Yeti fingen wir auf diese Art und Weise nicht.

Den Weg zurück schafften wir schneller. Diesmal hatte Dexter die Führung übernommen und blieb plötzlich stehen, um einen lauten Fluch auszustoßen.

»Was haben Sie denn?« fragte ich.

»Da, der Wagen.« Er ging einige Schritte vor, um den Weg zu erreichen. »Schauen Sie sich das an.«

Den Range Rover sahen wir zwar, aber wir konnten ihn nicht mehr fahren. Die vier Reifen waren zerstört worden. Eine kurze Untersuchung ergab, daß es nicht der Yeti gewesen war, der diese Tat vollbracht hatte.

»Da muß jemand mit einem Messer gewirkt haben«, erklärte Haley.

Mertens rieb sein Kinn. »Das war Moore, John. Er hat uns die ganze Zeit über beobachtet. Mir wird ganz komisch, wenn ich daran denke.« Er schaute sich vorsichtig um, als könnte er seinen ehemaligen Freund hier irgendwo entdecken.

»Der scheint uns Steine in den Weg legen zu wollen.«

Karl Mertens lachte auf. »Steine? Das sind keine Steine mehr. Das sind schon ganze Felsen. Beide lauern irgendwo im Hinterhalt und werden eiskalt zuschlagen.«

Dexter Haley dachte praktisch. »Es hat keinen Sinn, wenn wir hier diskutieren. Ändern können wir nichts mehr. Wir müssen zu Fuß zurück. Und der Weg wird sich hinziehen.«

»Wann ungefähr können wir in Culver sein?«

»Wenn wir uns beeilen, noch vor Einbruch der Dunkelheit.«

»Dann los.«

Ich fragte mich, was hinter den Plänen des Yetis und seines Führers steckte. Der Wagen war zerstört worden. Das mußte einen Grund gehabt haben. Wollte man uns vom Ort weglocken, um dort freie Bahn zu haben? Das wäre für die Menschen dort natürlich fatal gewesen, und mir gefiel der Gedanke daran überhaupt nicht.

Im Sommer hätten wir eine herrliche Wanderung vor uns gehabt. Bei tiefem Schnee und eisigem Wind machte dies keinen Spaß. Das Marschieren war kraftraubend.

Mein Blick galt des öfteren der Sonne. Ich wußte, daß sie bald untergehen würde. Ihre Farbe hatte bereits gewechselt. Der runde Körper hatte einen Stich ins Rötliche bekommen und würde bald hinter den vereisten Kuppen der Berge verschwunden sein.

Dann legte sich die Dunkelheit über das Tal und auch über den kleinen Ort Culver.

Schatten würden hineinhuschen, Lang, düster und unheimlich. Schatten, die dem Monstrum Deckung gaben, damit es, wenn es nach Culver hineinging, von den Menschen nicht so leicht gesehen werden konnte.

Neben mir stapfte Dexter Haley her. Er war das Laufen im Schnee gewohnt-. Seinem Gesicht sah ich an, wie stark die Sorgen waren, die er sich machte.

»Ich bin zwar gegen Seilbahnen, weil sie die Umwelt zerstören«, sagte er einmal. »Aber jetzt wäre ich froh, wenn wir eine in der Nähe hätten. Das können Sie mir glauben.«

»Fragen Sie mich mal, Dexter.«

Dr. Mertens war etwas zurückgeblieben. Er besaß nicht die körperliche Konstitution wie wir. »Wissen Sie, John, daß ich eine verdammte Furcht habe«, flüsterte mir Haley zu. »Es ist keine allgemeine Angst, sondern eine persönliche. Ich habe den Yeti gesehen, ich habe auf ihn geschossen, ich wollte ihn töten, er ist mir entwischt, und wenn ich vorhin gehört habe, daß Sie von Rache sprachen, dann möchte ich mich damit einbeziehen. Auch ich rechne damit, daß sich der Yeti ganz persönlich an mir rächen will.«

»Da könnten Sie recht haben.«

»Sind Sie eigentlich verheiratet?«

»Nein, wieso?«

Er schaute mich an und zog die Lippen in die Breite. »Aber ich«, erwiderte er, »und meine Frau Doris erwartet in einigen Monaten ein Kind. Begreifen Sie nun?«

»Und ob, mein Lieber, und ob…«

***

Es war ein Yeti!

Immer wieder mußte die junge Frau an diese Worte denken, die ihr Mann gesagt hatte. Ein Monstrum, ein Ungeheuer lauerte in den Wäldern der Shoshone Mountains und wartete darauf, ahnungslose Menschen töten zu können.

Und ihr Mann sollte ihn jagen. Doris schüttelte den Kopf, als sie daran dachte. Dexter hatte ihr berichtet, wie gefährlich der Yeti war, daß er sogar den Kugelhagel aus einem Schnellfeuergewehr überlebt hatte. Also war Dex ein Feind, und Feinde vernichtete eine Bestie wie diese.

Je länger ihr Mann wegblieb, um so nervöser wurde die Frau. Sie hatte sich für diesen Tag einiges vorgenommen, aber die Arbeit konnte sie einfach nicht durchführen. Zudem traute sie sich nicht, das Haus zu verlassen. Obwohl die Wände hier auch keinen hundertprozentigen Schutz boten, hatte sie Furcht davor, nach draußen und damit in die knackige Kälte zu gehen.

Des öfteren schaute sie aus dem Fenster. Ihr Blick fiel auf die Straße, wo jetzt, um die Nachmittagsstunden, der Betrieb zugenommen hatte.

Die Menschen hatten die Pisten hinter sich gelassen und kamen nach Culver, um einen Schluck zu trinken oder einiges einzukaufen. Gegen Abend würden viele wieder in den Hotels verschwinden.

Ferienwohnungen und Ferienhäuser gab es zum Glück um Culver herum nicht, dann wäre der Trubel noch größer geworden.

Am späten Nachmittag frischte der Wind immer auf. So war es auch an diesem Tag. Er fiel von den Bergen in den Ort, wehte über die Schneeflächen und schleuderte zahlreiche Kristalle in die Höhe, die wie glitzernder Flugsand gegen die Häuser und in die schmalen Wege

hineingeweht wurden.

Die Straßen leerten sich. Dem kalten Wind wollte sich keiner aussetzen. Auch die Sonne war kaum noch zu sehen. Nur die Bergspitzen erglühten in einem flammenden Dunkelrot.

Doris' Angst wuchs.

Eigentlich hätte ihr Mann schon längst wieder zurück sein müssen. Mit dem Wagen war die Strecke ein Katzensprung. Er hatte nur den beiden Fremden die Stelle zeigen wollen, wo er dem Yeti begegnet war. Nichts hatte sich bisher getan.

Sie traute den Männern aus der Stadt sowieso nichts zu. Was sollten die schon in diesem Land ausrichten? Gar nichts. Sie kannten die Berge höchstens vom Hörensagen oder aus irgendwelchen Fernsehberichten.

Doris wandte sich ab. Sie zitterte, als sie in die Küche ging, um sich einen Tee aufzubrühen. Wenn die Männer in einer halben Stunde noch nicht zurück waren, wollte sie beim District Commissioner anrufen und dort Alarm schlagen.

Dann sollte der mobil machen und mit einem Suchtrupp anrücken. Doris hatte Wasser aufgesetzt und wartete darauf, daß es warm wurde. Längst hatte sie das Licht einschalten müssen, da die langen Schatten der Dämmerung den Ort überfluteten.

Auch draußen brannten die Lichter. Der gelbe Laternenschein warf seinen hellen Teppich auf den Schnee, wo die kleinen Kristalle glänzten, als wären sie angestrichen worden.

Aus dem Schrank nahm sie einen Teebeutel und drückte ihn in die Tasse. Das Wasser war mittlerweile heiß geworden. Sie goß es in die Tasse, ließ den Tee ziehen und setzte sich auf einen der drei Hocker, die vor einer Eßtheke in der Küche standen.

Einige Krümel Kandiszucker löffelte sie ebenfalls in den Tee und rührte gedankenverloren um. Von ihrem Platz aus konnte sie durch das Küchenfenster schauen. Es lag zur Straße hin. Sie sah hin und wieder Menschen über den verschneiten Gehsteig laufen, aber sie achtete nicht darauf. Ihre Gedanken drehten sich einzig und allein um ihren Mann.

Noch immer war er nicht gekommen!

Allmählich wurde es ihr eng im Hals. Die Furcht schnürte ihr langsam die Kehle zu.

Hin und wieder warf sie einen Blick auf das Telefon. Sie hatte Angst davor, daß es sich melden würde und man ihr die Nachricht brachte, daß mit ihrem Mann etwas passiert war.

Wieder verrannen die Minuten. Im Haus war es still. Nur das leise Summen der Heizung hörte sie, aber daran hatte sich Doris längst gewöhnt. Sie trug bequeme Kleidung. Einen roten Umstandsoverall und darunter einen weißen, flauschigen Pullover aus Angora-Wolle.

Plötzlich klingelte es.
Das Geräusch der Glocke erschrak Doris so heftig, daß ihr die Teetasse aus der Hand rutschte, auf die Untertasse prallte und zerbrach. Die Scherben und der restliche Tee ergossen sich über die Platte, was Doris in diesem Augenblick nicht kümmerte.
Sie hockte auf dem Fleck und hielt die, Augen geschlossen. Erst nach dem zweiten Klingeln öffnete sie diese wieder, rutschte vom Hocker und ging zur Tür.
Mit unnatürlich weichen Knien schritt sie durch die geflieste und rustikal eingerichtete Diele. Ihr Herz schlug schneller als normal. Doris wußte plötzlich, daß es nicht ihr Mann war, der Einlaß begehrte. Zudem besaß Dexter einen Schlüssel.
Die Haustür besaß keine Scheiben. Wegen der winterlichen Kälte dichtete man die Häuser so gut wie möglich ab.
Doris war sehr vorsichtig, als sie öffnete.
»Mrs. Haley?« vernahm sie eine fremde Stimme.
»Ja…« Ihr Herz schlug plötzlich hoch bis zum Hals, und mit einem Ruck riß sie die Tür auf.
»Darf ich reinkommen?«
Im Licht der Außenlampe stand ein Fremder. Er sah auch nicht aus wie ein Tourist, trug einen mit Fell gefütterten Parka, wattierte Hosen und Stiefel. Die Pelzmütze hatte er abgenommen. Sein Gesicht wirkte blaß. Vielleicht lag es auch an den dünnen rötlichen Haaren, die quer über den Kopf gekämmt waren.
»Was wollen Sie denn?«
»Mit Ihnen sprechen.«
Spontan fragte Doris: »Geht es um meinen Mann?« Ihre Augen in dem rundlichen Puppengesicht waren groß geworden und weit geöffnet. In den Pupillen spiegelten sich Angst und Hoffnung gleichzeitig.
»Ja, darum geht es.«
»Was ist mit ihm? Ist ihm etwas…«
»Ich möchte das mit Ihnen nicht zwischen Tür und Angel besprechen, wenn Sie verstehen.« Seine Stimme hatte jetzt einen schärferen Klang bekommen.
Doris, sowieso nicht mehr Herr ihrer Nerven, fühlte sich eingeschüchtert und gab den Weg frei. Der Fremde trat seine Füße auf der Matte ab. Von den Stiefeln fiel der Schnee.
»Sie haben mir noch immer nicht Ihren Namen gesagt, Mister…«
Er trat in die Diele und schaute sich kurz um. »Ich heiße Moore. Jasper Moore.«
»Kennen Sie meinen Mann?«
Er schaute Doris an. Ihr fiel auf, daß seine Augen unnatürlich hell waren. Rote Äderchen umzogen sie wie ein feines Netzwerk. »Ich

kenne Ihren Mann, sonst wäre ich nicht zu Ihnen gekommen, Mrs. Haley.«

»Wissen Sie auch, wo er sich aufhält?«

»Sicher!«

»Wo?«

Moore winkte ab. »Nicht so hastig, meine Liebe. Immer mit der Ruhe. Ich werde Ihnen alles sagen.«

»Jetzt, sofort, hier!« verlangte sie.

Er hob die Schultern. »Wie Sie wollen, Mrs. Haley. Ihr Mann befindet sich noch im Gelände, zusammen mit seinen beiden Helfern.«

Doris schüttelte den Kopf. »Das… das hätte nicht zu sein brauchen. So weit wollte er nicht weg.«

»Die drei können nicht mehr fahren.«

Sie trat einen Schritt zurück. »Wieso das?«

»Weil sich auch ein Range Rover mit zerstochenen Reifen einfach nicht lenken läßt. Das ist es.«

Sie spürte den Kälteschock, der vom Kopf her bis in ihre Beine sackte. »Zerstochene Reifen? Das ist doch nicht möglich. Nein, das kann ich nicht glauben. Wer sollte denn Reifen zerstechen…? Wer…« Sie sah das Grinsen auf dem Gesicht ihres Besuchers, holte tief Luft und fragte ächzend:

»Sie etwa?«

»Ja, ich.«

Doris schwieg. Sie wäre am liebsten in den Boden versunken und hätte sich irgendwo versteckt.

Beides war nicht möglich. So ging sie zurück und preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

»Das kann ich einfach nicht fassen. Sie erzählen mir hier etwas…«

»Es ist die Wahrheit.«

Dreh nur nicht durch! befahl sie sich. Bleib jetzt ruhig. Keine Panik, sonst ist alles verloren. Du mußt auch an dein Kind denken. Das ist jetzt wichtig.

»Warum, Mr. Moore? Warum?«

»Er ist ein Feind!«

Doris gelang sogar ein bitteres Lachen. »Feind, was soll das, Mister? Er ist kein Feind. Er kennt Sie nicht, ich kenne Sie auch nicht. Bisher habe ich Sie wenigstens nicht gekannt.«

»Da haben Sie durchaus recht. Dennoch muß ich Ihnen sagen, daß Ihr Mann und ich Feinde sind. Ebenso wie die beiden anderen, die Ihren Mann begleiten.«

»Ja, allmählich glaube ich Ihnen.« Doris senkte den Kopf und hob ihn sofort wieder an. »Aber er ist nicht tot?«

»Nein.«

Sie holte durch die Nase Luft. »Und wie ich ihn kenne, wird er hier

erscheinen.«

»Das soll er auch.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich werde hier auf ihn oder einen der beiden anderen Personen warten. Und zwar mit Ihnen als Geisel.« Jasper Moore schnippte mit den Fingern. »Es ist sogar besser, wenn Ihr Mann nicht herkommt und Karl Mertens schickt. Mit ihm möchte ich persönlich abrechnen. Ihr Mann und dieser andere Kerl können sich dann um meinen Freund kümmern.«

Doris wunderte sich, daß sie die Beherrschung nicht verlor. »Sie… Sie sind nicht allein?«

»Nein.«

»Wer ist noch bei Ihnen?«

»Wollen Sie ihn sehen? Er wartet draußen. Und zwar dort, wo Sie Ihren Garten haben. Er wird sich gleich zurückziehen und sich ein neues Ziel suchen. Eines verspreche ich Ihnen, Mrs. Haley. In dieser Nacht wird sich einiges ändern.«

»Und was?«

»Gehen Sie vor in Ihr Wohnzimmer.«

Sie wollte nicht. »Was soll ich dort?«

Moore packte ihren Ellbogen und drehte sie herum. »Hier wird nicht widersprochen, Lady. Machen Sie schon! Es hat keinen Sinn, sich meinen Befehlen zu widersetzen.«

»Sie sind widerlich, wissen Sie das?«

»Vielleicht, aber jetzt gehen Sie.« Er ließ sie los, und Doris ging voran.

Wieder spürte sie das Puddinggefühl in ihren Knien, raffte ihren ganzen Mut zusammen und sagte:

»Ihr Plan wird nicht aufgehen, das verspreche ich Ihnen. Sie kennen meinen Mann nicht. Er wird kommen und mich befreien. Hören Sie.« An der offenen Wohnzimmertür war sie stehengeblieben und drehte sich um.

»Lassen Sie das meine Sorge sein. Gehen Sie jetzt zum Fenster und bleiben Sie dort stehen.«

Auch der Wohnraum besaß einen rustikalen Touch, wie er in diese Berggegend hineinpaßte. Auf dem gefliesten Boden lagen keine Teppiche, dafür Felle, die so dick waren, daß man sich darauf niederlassen konnte, ohne zu frieren. Unter den Fliesen war die Fußbodenheizung installiert, natürlichere Wärme brachte der Kamin in der Ecke, und die Sitzgruppe lag etwas tiefer. Man mußte von der normalen Höhe über eine kleine Treppe gehen, um sie zu erreichen.

Der Fremde dirigierte Doris bis zum Fenster. Sie hatten beim Bau des Hauses auf Großzügigkeit Wert gelegt. Deshalb reichte die Scheibe auch bis zum Boden, in der Breite nahm das Fenster fast die gesamte

Hausfront ein.

Obwohl auch im Garten Laternen standen, hatte Doris sie nicht eingeschaltet.

Dämmerig lag das Gelände hinter dem Fenster. Nur die Schneefläche schimmerte in einem matten Weißgrau.

Die Frau war so nahe an das Fenster herangeschoben worden, daß ihr warmer Atem gegen die Scheibe floß und einen feuchten Fleck dort hinterließ, wo er das Glas berührte.

Hinter ihr stand Jasper Moore. Er überragte sie um fast eine Kopflänge. Undeutlich spiegelte sich seine Gestalt in der Scheibe. »Und jetzt schauen Sie genau nach vorn, Lady. Blicken Sie in Ihren Garten. Dort werden Sie bald etwas Interessantes sehen können.«

»Was denn?«

»Mein Freund ist da…«

Mehr brauchte Moore nicht zu sagen, denn auf der glatten Schneefläche regte sich etwas. Ein Schatten wanderte darüber hinweg und näherte sich dem schwachen Lichtstreifen, der aus dem Fenster fiel und sich auf dem Schnee verlief.

Doris wußte nicht genau, um wen oder was es sich bei dem Schatten handelte. Aber sie überkam ein schrecklicher Verdacht, und sie sah auch, daß sich der Schatten erhob.

Er wuchs…

Vor dem Fenster stieg er in die Höhe, nahm Gestalt an, und Doris bekam den Eindruck, gegen den Körper eines düsteren Riesen zu schauen, eines Ungeheuers.

War er das?

Sie hob einen Arm an und preßte ihren Handballen gegen die Lippen. Furcht durchrieselte sie. Ihr wurde kalt und heiß zugleich. Sie merkte den Druck in ihrem Nacken, die Augen hatten sich geweitet, und das Zittern in den Knien nahm zu.

Der Schatten draußen und die sich in der Scheibe spiegelnde Gestalt des Eindringlings vermischten sich, als wäre einer dem anderen zugetan. »Siehst du ihn?« flüsterte Moore.

»Wer ist das?«

»Schau genau hin«, erklärte er leise.

Und die Gestalt kam vor. Sie tat den ersten Schritt, dann den zweiten, kam näher und stand plötzlich so dicht vor dem Fenster, daß Doris nur hätte die Hand auszustrecken brauchen, um ihn zu erreichen.

Er war so groß, so unheimlich. Die Breite eines Schranks nahm der Körper ein, der gleichzeitig auch dem eines Gorillas glich. Aber es war kein Riesenaffe, ein Monster stand im Garten.

Der Yeti!

Ja, er war es!

Doris wußte nicht, ob sie schreien oder weinen sollte. Ihre Hand war wieder nach unten gesunken, der Mund stand offen, aber nicht ein Laut drang aus der Kehle.

Der Yeti bewegte sich. Er beugte seinen Kopf vor, so daß sein Gesicht fast die Scheibe berührte.

Sie sah die Augen.

Furchtbar waren sie. In einem kalten Gelb standen sie unbeweglich innerhalb des Gesichts und starrten die Frau an.

Darunter sah sie das weit aufgerissene Maul und konnte trotz der miesen Lichtverhältnisse den roten Schlund erkennen, der jenseits des Reißgebisses begann.

»Na, hast du meinen Freund gesehen, Lady?«

Doris nickte nur. Sprechen konnte sie noch immer nicht. Dafür war die Situation einfach zu schrecklich.

»Niemand kommt gegen ihn an. Ich feiere in den nächsten Stunden einen gewaltigen Triumph. Heute nacht holt er sich die Opfer. Da wird er wütend und toben und die Hölle nach Culver bringen.«

Doris fuhr herum. Sie wunderte sich selbst, woher sie den Mut nahm. Aber jemand mußte es dem Kerl einfach sagen. »Warum das alles?« schrie sie. »Weshalb tun Sie das?«

»Aus Rache!«

»Das ist kein Grund!«

»Für mich schon. Ja, für mich ist Rache ein Grund. Ich bin gekommen, um abzurechnen. Ich werde nicht mehr zulassen, daß man den Yeti einfach ignoriert. Er wird hier herrschen, und ich kann der Welt meine Macht beweisen.«

»Sie sind wahnsinnig!«

In die hellen Augen des Mannes trat ein noch härterer Ausdruck. »Sagen Sie das nie mehr, Lady, sonst werde ich sehr unangenehm.« Sein Blick glitt über ihren Körper. »Wie ich sehe, sind Sie in Umständen. Sie wollen doch, daß Ihr Kind gesund zur Welt kommt. Es liegt an Ihnen, so dieser Fall eintreten wird. Haben wir uns verstanden?«

Doris Haley senkte den Kopf und nickte. Sie wollte das Monstrum noch einmal sehen, drehte sich wieder um und blickte in den Garten.

Der Yeti war verschwunden!

»Wieso?« fragte sie. »Wo… wo ist er?«

»Ich habe ein Ziel und es schon erreicht. Er wird seines in den nächsten Minuten erreichen.«

»Und wo ist das?«

Die Antwort klang triumphierend, als Jasper Moore sagte: »Es ist das Hotel Mountain King…«

Nach diesem Satz sackte Doris zusammen und wurde ohnmächtig. Jasper Moore fing sie auf und legte sie auf die breite Ledercouch.

Seine Lippen hatten sich zu einem kalten Lächeln gekräuselt.
Es lief alles genau nach Wunsch…

***

Golden glänzten die Lichterketten vor dem Hotel Mountain King und ließen den Schnee wertvoll aussehen. Auf den Pisten hielt sich kein Läufer mehr auf. Nur einige Raupenfahrzeuge quälten sich die Hänge hoch, um die Strecken für den nächsten Tag wieder zu präparieren.

Durch den Lichtschein vor dem Hoteleingang bewegten sich drei müde Gestalten.

Das waren wir.

Leicht war uns der Weg nicht gefallen, und manchmal hatte es ausgesehen, als ob er kein Ende nehmen würde, aber wir hatten es trotz aller Widrigkeiten geschafft und das Hotel erreicht. Leider nicht mehr im Hellen. Nur noch auf den Berggipfeln lag ein heller Schimmer.

Wir sahen aus wie die Schneemänner. Um schneller voranzukommen, waren wir sogar Strecken gerutscht. Der Schnee klebte in unserer Kleidung, er war sogar daran festgefroren, denn das Thermometer hatte die Frostgrenze unterschritten.

So gut wie möglich klopften wir uns vor dem Eingang den Schnee von der Kleidung. Auch die Füße traten wir uns ab, bevor wir die kaminwarme Vorhalle betraten.

Um diese Zeit herrschte mehr Betrieb als gegen Mittag. Viele Skiläufer hatten ein warmes Bad genommen, sich umgezogen und warteten auf ein anständiges Essen.

Vorher nahmen sie noch einen Drink. Die Gruppen hockten zusammen in den schweren Sesseln, unterhielten sich, lachten, scherzten und tranken. Hin und wieder liefen auch Kinder durch die Halle und brachten noch mehr Leben.

An der Rezeption schaute man uns überrascht an, weil wir so durchgefroren wirkten.

»Haben Sie eine Wanderung gemacht?« sprach man Dexter Haley direkt an.

»So ungefähr.«

Dr. Mertens und ich nahmen inzwischen die Zimmerschlüssel entgegen. »Ich werde dann nach Hause gehen«, sagte Dexter. »Meine Frau wird sich Sorgen machen. Außerdem werde ich durch den Ort patrouillieren. Das muß sein. Vielleicht entdecke ich den Yeti.« Er hatte den letzten Satz sehr leise gesprochen, so daß nur Mertens und ich ihn hörten.

»Ach so«, wurden wir noch einmal von der Rezeption her angesprochen. »Für Dr. Mertens ist zweimal angerufen worden.«

»So? Wer war es denn?«

»Der Herr hat seinen Namen nicht genannt. Er meinte nur, daß Sie Bescheid wüßten.«

Karl Mertens trat dicht an die Theke. »Hat er davon gesprochen, daß er es noch einmal versuchen will?«

»Ja.«

»Uhrzeit?«

»Wurde mir nicht mitgeteilt. Wenn Sie in der Halle warten wollen, ist es mir recht. Ich kann Ihnen auch das Gespräch aufs Zimmer legen.«

»Schon gut.« Mertens trat zu uns. »Es war Moore, darauf möchte ich wetten. Er spielt mit uns Katz und Maus. Eigentlich wollte ich mich umziehen. Was machen wir? Bleiben wir hier oder…«

Ich hatte das Summen des Telefons hinter der Rezeption gehört und drehte mich um. Der Portier sprach bereits, drehte sich aber um und nahm den Apparat in die freie Hand.

»Moment bitte. Mr. Mertens befindet sich in der Nähe. Sie können ihn jetzt sprechen.«

Mertens schaute mich kurz an, nahm den- Hörer und meldete sich mit einem knappen »Ja bitte.«

Anschließen hörte er nur zu. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich kaum, aber auf seiner Stirn bildeten sich plötzlich kleine Schweißperlen. Ein Beweis, daß ihn die Nachricht tief getroffen hatte.

Er schielte dabei auf Dexter Haley, der den Blick ebenfalls bemerkte und sich fragend an mich wandte.

»Was kann er nur haben?«

»Keine Ahnung.«

Das Gespräch dauerte nicht mehr lange. Bevor Mertens auflegte, sah es so aus, als wollte er den Hörer zerbrechen. Dann drehte er sich ruckartig zu uns um, ging mit steif wirkenden Schritten auf eine nicht besetzte Sitzgruppe zu und ließ sich dort nieder.

Wir setzten uns ihm gegenüber.

Dexter Haley konnte seine Neugierde nicht mehr im Zaum halten. »Was ist denn los?«

»Es war Moore.«

»Und?« fragte ich. »Hat er gesagt, wo er sich befindet?«

Mertens nickte. »Er hält sich schon in Culver auf. Er sagte auch genau, wo das ist.« Mertens schaute Haley direkt an. »Und zwar bei Ihnen, Dexter. Moore ist in Ihrer Wohnung und hält Ihre Frau Doris als Geisel fest.«

Wir hatten damit gerechnet, daß Dexter aufspringen würde. Er blieb aber sitzen und ballte seine Hände. »Wieso bei mir? Was soll das überhaupt? Wer ist dieser Moore genau?«

Wir hatten ihn nicht eingeweiht, jetzt blieb Dr. Mertens nichts anderes übrig, als dem Öko-Sheriff mit einigen knappen Sätzen eine Erklärung abzugeben.

Dexter verstand. »So ist das also«, flüsterte er und lehnte sich zurück. Er war bleich geworden.
Ein Ober schlich vorbei und warf uns einen bösen Blick zu, weil wir mit der feuchten Kleidung in den Sesseln hockten.
»Er hat Ihre Frau als Geisel, Dex«, sagte Karl Mertens. »Sie wissen, was das bedeutet?«
»Natürlich. Ich verstehe ihn trotzdem nicht. Was hat meine Frau damit zu tun?«
»Es geht ihm um zwei Dinge. Zum einen um mich, zum anderen um Sie. Denn Sie sind es gewesen, der auf den Yeti geschossen hat. Und das ist nun mal sein Liebling.«
Dexter Haley schaute uns hart an. »Ich werde Doris befreien«, sagte er. »Ich gehe hin und hole sie. Dabei ist es mir egal, ob der Yeti sich in oder an meinem Haus versteckt hält. Ich muß meine Frau befreien. Das bin ich ihr schuldig.«
»Sie werden nicht gehen«, sagte Mertens so bestimmend, daß er selbst mich überraschte.
»Und weshalb nicht?«
»Weil Ihre Frau dann von ihm getötet würde. Er hat mir etwas anderes gesagt.«
»Was denn? Reden Sie schon!« Dexter beugte sich vor.
»Er will mich haben. Ich werde zu ihm gehen. Nur deshalb hat er Ihre Frau als Geisel geholt.«
»Was sollen wir machen?«
»Hier im Hotel bleiben.«
Haley lachte auf. »Ja, Däumchen drehen, nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, das kommt nicht in Frage. Ich bleibe nicht hier und tue nichts. Das kann niemand von mir verlangen.«
»Dann wird er Ihre Frau töten!« sagte Mertens völlig ruhig und emotionslos. »Damit müssen Sie sich abfinden.«
Ich stand dem Regierungsbeamten bei. »Ja, Dex, so läuft die Sache. Dieser Moore will mit Dr. Mertens abrechnen. Der Fall ist im Prinzip eine persönliche Sache zwischen den beiden.«
»Aber wir sind mit hineingezogen worden.«
»Das stimmt auch. Nur müssen wir uns den Umständen entsprechend verhalten.«
»Und wie sähe das aus?« fragte Dexter.
Ich wandte mich an Mertens. »Hat er den Yeti erwähnt?«
»Nein, das hat er nicht. Ich gehe sogar davon aus, daß sich der Yeti nicht im Haus befindet.«
»Wie kommen Sie darauf?«
»Weil Moore ihn zwar erwähnte, jedoch in einem anderen Zusammenhang. Er sprach noch davon, daß es die Nacht des Yetis werden würde. Wahrscheinlich hatte die Bestie von ihm den Auftrag

bekommen, durch die Dunkelheit zu streifen und zu töten. Er will zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Gewaltigen Schrecken verbreiten und gleichzeitig sich an mir rächen.«

Ich hatte genau zugehört und gab eine etwas erschreckende, wenn auch realistische Antwort. »Wenn es die Nacht des Yetis werden soll, wird die Bestie auf Jagd gehen. Und wo findet sie die besten Voraussetzungen? In den Hotels. Auch hier.«

Meine Worte wirkten. Dex Haley, der bisher geschwiegen hatte, fragte plötzlich: »Meinen Sie, daß wir mit seinem Auftauchen hier im Mountain King rechnen müssen?«

»Das sehe ich so!«

Dr. Mertens erhob sich und warf dabei einen Blick auf seine Uhr. »Ich kann nicht länger warten. Beschreiben Sie mir noch den Weg zu Ihrem Haus, Mr. Haley?«

»Ja«, antwortete dieser rauh. Auf einer Serviette malte er den Weg auf. Während der Arbeit zitterte seine Hand, und in den Augen glänzte es feucht.

»Da ist es«, sagte er mit belegter Stimme und malte noch ein Kreuz.

Dr. Mertens schaute sich die Zeichnung kurz an, nickte und verabschiedete sich von uns. »Es wird alles klappen«, sagte er leise. »Wenn ich Ihre Frau befreit habe, gebe ich Ihnen sofort Bescheid.« Er ging zur Tür, ich begleitete ihn.

»Es sieht schlecht aus, John«, flüsterte er mir zu. »Moore auf der einen Seite und der Yeti auf der anderen. Halten Sie nur die Augen offen.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

Mertens ging. Ich wartete, bis er den Lichtschein verlassen hatte, und schritt wieder zurück.

Starr wie eine Figur saß Dexter Haley in seinem Sessel. Er war wachsbleich geworden. »Doris«, hauchte er. »Verdammt noch mal, sie hat niemandem etwas getan. Sie wird bald Mutter und jetzt…«

Ich legte ihm einen Arm auf die Schultern. »Verlassen Sie sich auf Dr. Mertens.«

»Ich kenne ihn doch nicht. Er ist…«

»Ziemlich gewitzt, Dex, das weiß ich. Wir dürfen nur nicht die Übersicht verlieren.«

»Ihre Frau befindet sich ja nicht in der Hand eines Wahnsinnigen.«

»Stimmt, aber denken Sie auch an den Yeti, der wahrscheinlich nichts mit Ihrer Frau zu tun hat. Das kann man als einzigen positiven Punkt sehen.«

Der Mann starrte auf sein Gewehr. Es lehnte neben ihm an der Tischkante. »Meinen Sie?«

»Es ist mein voller Ernst.«

Er holte tief Luft. »Und was machen wir jetzt?«

»Bleiben Sie hier in der Halle. Ich gehe in mein Zimmer und bin später wieder da.«
»Was wollen Sie denn da?«
»Vielleicht den Yeti fangen«, erwiderte ich…

***

Er ging hinaus in die Kälte und hatte seine Hände tief in die Taschen der gefütterten Jacke gerammt.
In seinem Kopf tobten die Gedanken. Plötzlich war die Vergangenheit wieder lebendig geworden, und Karl Mertens erinnerte sich überdeutlich an die Szene im Keller, als ihm Jasper das Yeti-Baby gezeigt hatte.
Karl hätte es getötet. Wahrscheinlich aber hatte er mit diesem Ausspruch schon damals sein Todesurteil unterschrieben, das nun vollstreckt werden sollte.
Genau dies hatte ihm Jasper Moore zu verstehen gegeben. Er war gekommen, um zu töten. Wenn er das tat, stellte er sich noch unter die Stufe der Yeti-Bestie. Ein Mensch besaß Verstand, das Monster nicht. Es gehorchte nur seinem Trieb.
Über dem Tal lag der Frost wie eine unsichtbare Decke und hatte den Schnee noch härter werden lassen. Es war auch glatter geworden. Bei jedem Schritt knirschte es unter den Sohlen des Mannes, als würde Glas zerbrechen.
Im Schein einer Laterne blieb Dr. Mertens stehen und holte den Zettel hervor, um sich zu orientieren. In die übernächste Straße mußte er rechts einbiegen.
Nur wenige Wagen bewegten sich auf der Main Street. Ihre Reifen wirbelten Schneestaub auf, der wolkenartig im Licht der Scheinwerfer tanzte. Ein Ladenbesitzer, der Skiausrüstung und Souvenirs verkaufte, ließ das Gitter ratternd nach unten fallen.
Ein völlig normaler Winterabend in einem Tal der Rockies. So jedenfalls sah es äußerlich aus. Aber der Druck blieb. Nur von wenigen Menschen zu merken, die Bescheid wußten. Irgendwo in der dunkelblau wirkenden Finsternis konnte das Monster lauern, um auf den günstigsten Zeitpunkt zu warten.
Dr. Karl Mertens mußte fast bis an das Ende des Ortes gehen, bevor er nach links einbog. Die Straße war relativ schmal. Hier standen nur wenige Häuser. Über die Dächer hinweg schimmerte die Leuchtschrift einer Tankstellen-Reklame.
Die Haleys wohnten im letzten Haus. Der Schnee hatte den großen Vorgarten unter sich begraben.
Zur Haustür hin war ein Weg freigeschaufelt worden.
Über der Tür brannte Licht. Eine etwas verloren wirkende helle Insel in der Finsternis.

Mertens blieb noch im Dunkeln stehen. Er suchte nach dem Yeti. Vielleicht hob sich sein kompakter Schatten innerhalb der Finsternis ab, aber da war nichts zu sehen.

Aus der Dunkelheit schoben sich nur die Mauern des Wohnhauses in die Höhe.

Dr. Karl Mertens gab sich einen Ruck und ging die letzten Schritte auf das Haus zu. Er war in seinem Job hart gemacht und gestählt worden. In diesen Augenblicken aber spürte auch er den Druck, der klammerartig auf ihm lastete.

Trotz der Kälte schwitzte er. Die Schicht lag in seinem Nacken, während das Gesicht durch den Wind fast zu Eis geworden war.

Vor der Tür verweilte er. Durch das Fenster an der Seite konnte er nicht schauen. Es besaß eine Milchglasscheibe. An den vorstehenden Dachrändern hingen schlanke Eiszapfen nach unten wie kleine Messerklingen.

Er schellte.

Zunächst tat sich nichts. Die Schritte hörte er nicht, die sich näherten. Dafür spürte er den Schwall Wärme, der ihm entgegenflog, als die Tür ruckartig aufgezogen wurde.

Nicht Jasper Moore stand vor ihm, sondern Doris Haley. Das Deckenlicht flutete auch über ihr Gesicht, so daß die angstvoll aufgerissenen Augen deutlich zu erkennen waren. Mertens sah der Frau an, daß sie geweint hatte, deshalb zwang er sich zu einem Lächeln.

»Ich bin Karl Mertens«, sagte er.

Doris nickte nur.

Aus dem Hintergrund erklang eine scharfe Stimme. »Ja, du bist es, Karl. Ich habe dich an der Stimme erkannt. Ich will dir jetzt schon sagen, daß ich irgendwelche Tricks sofort mit einer Kugel beantworte. Was ich hier in der Hand halte, ist ein Revolver. Die Mündung zielt auf den Rücken der Frau.«

»Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Jasper. Ich bin gekommen, um mit dir zu reden.«

Moore ließ ein Lachen hören. »Etwas anderes bleibt dir wohl kaum übrig, mein Freund.«

»Kann ich eintreten?«

»Ja, gern. Sie werden sich zurückziehen, Doris. Aber geben Sie acht, keine Dummheiten.«

»Nein, nein…« Die Frau ging zurück. Sie zitterte und konnte sich kaum auf den Beinen halten.

Nachdem sie drei Schritte gegangen war, betrat auch Karl Mertens die warme Vorhalle des Hauses.

Er schaute sich sofort um. Sein Widersacher stand rechts von ihm. Die Mündung der Waffe verfolgte den Weg der Hausherrin, die schon

zuvor Anweisungen bekommen haben mußte, was sie tun sollte, denn sie blieb neben einer Tür und dicht vor der Wand stehen.

Moore schwenkte seine Arme. Er hielt den Revolver mit beiden Händen fest und zielte jetzt auf Karl Mertens' Brust.

»Du kannst ruhig näher kommen«, sagte er. »Aber hübsch vorsichtig, keine Dummheiten.«

Mertens setzte sich in, Bewegung. Es sah so aus, als würde er auf Zehenspitzen schreiten. Bis in die Mitte des Raumes ließ Moore ihn kommen. »Jetzt bleibst du stehen!«

Mertens stoppte.

Der andere schaute ihn an. Dabei nickte er. »Viel hast du dich nicht verändert, Karl. Ich hörte, daß du Karriere gemacht hast, aber gelernt hast du nicht viel.«

»Was meinst du damit?«

»Wahrscheinlich denkst du über den Yeti noch ebenso wie vor fünf Jahren - oder?«

»Ja, das muß ich. Er hat getötet, er ist ein Killer.«

»Es ist seine Natur.«

»Dann muß man sie eben vernichten!«

»Du, Karl!« flüsterte Jasper Moore, »wirst nicht mehr dazu kommen, das verspreche ich dir.«

»Wir werden sehen, Jasper.«

»Und noch eines wollte ich dir sagen. Wer so hoch gekommen ist, wie du, der ist bewaffnet. Solltest du eine Kanone mitgebracht haben, dann leg sie jetzt ab.«

»Mach' ich.« Karl Mertens zog den Reißverschluß nach unten und griff unter seine Jacke. Jede Bewegung wurde von Moore sehr genau beobachtet, deshalb zog Mertens seinen Revolver mit spitzen Fingern hervor, hielt ihn am Lauf fest und ließ ihn pendeln.

»Laß ihn fallen und stoße ihn danach zu mir.«

Auch das tat Mertens. Die Waffe prallte auf einen Fellteppich. Es gab nur ein dumpfes Geräusch.

Als er sie anstieß, blieb sie schräg neben Jasper Moore liegen.

»Hast du sonst noch eine Kanone?«

»Nein!«

Moore wollte ihm nicht glauben. »Tastet ihn ab, Lady!«

»Ich?« Doris schrak zusammen.

»Wer sonst, verdammt!«

»Ja, ja…« Sie kam auf Mertens zu und schaute ihn mit einem bittenden Blick an. Karl breitete die Arme aus. Er ließ sich filzen. Doris ging sehr gründlich vor, sie fand tatsächlich nichts.

»Du bist also sauber«, stellte Moore zufrieden fest. »Aber du wolltest es versuchen, wie?«

»Du hast mir nicht gesagt, daß ich waffenlos kommen soll.«

»So etwas versteht sich von selbst, verdammt.« Moore lief rot an. Er sah aus, als wollte er schießen, riß sich aber zusammen und befahl mit harter Stimme: »Setz dich in den Sessel!«

Mertens nahm Platz. Er schlug sogar die Beine übereinander, so daß seine Haltung ein wenig lässig wirkte, was Moore wiederum ärgerte.

»Fühlst du dich sicher?«

»Ich mache es mir nur bequem.«

»Noch immer so kalt wie eine Hundeschnauze, wie?«

»Man lernt noch dazu.«

»Klar, das kann ich mir denken. Auch ich habe gelernt.« Moore nahm auf der Lehne eines anderen Sessel Platz. »Du glaubst gar nicht, wie sehr ich auf diesen Tag gewartet habe. Jahrelang habe ich nur an meine Rache gedacht, jetzt kann ich sie erfüllen.«

Mertens wich dem Blick seines ehemaligen Freundes nicht aus. »Jasper, das hältst du nicht durch.«

»Was halte ich nicht durch?«

»Diesen Streß. Du bist einfach nicht der Typ, der so etwas bis zum bitteren Ende durchzieht.«

»Bitter für dich, Karl.«

»Auch. Wenn ich hier sterben sollte, wird Culver ebenfalls für dich das Grab.«

Moore lachte. »Niemals. Falls du auf deine beiden Helfer hoffst, kannst du dir es abschminken. Ich habe nicht umsonst befohlen, daß sie im Hotel bleiben sollen. Alles hat seinen Grund, und ich werde ihn dir auch nennen. Der Yeti hat von mir den Auftrag bekommen, die beiden zu töten. Er wird das Hotel überfallen, und unter den zahlreichen Opfern werden sich auch deine Helfer befinden. Mit dir rechne ich persönlich ab, aber mit den anderen der Yeti. So, jetzt weißt du, was auf dich zukommen wird, Dr. Karl Mertens…«

***

Ich hatte tatsächlich mein Zimmer betreten, aber nicht, um mich zu entspannen. Mein Plan sah anders aus. Ich wollte mich ein wenig umschauen. Das mußte von meinem Zimmer aus klappen.

Zuerst öffnete ich die Balkontür und betrat den hölzernen Anbau. Um diese Zeit hielt sich kein Gast mehr in der Kälte auf. Mich würde man kaum beobachten.

Das Dach des Hotels war weit vorgezogen. Es schwebte über dem Geländer des Balkons, war schneebedeckt, und von der Dachrinne herab hingen unterarmlange Eiszapfen.

Ich kletterte auf das Geländer der Brüstung, hielt mich an der Dachrinne fest, prüfte deren Stärke und war zufrieden. Dann kletterte ich hoch. Drei Klimmzüge benötigte ich. Es war eine verdammte Wühlerei, bis ich auf der Schräge lag, der Schnee unter mir knirschend

zusammensackte und mich erst einmal erholte.

Viel hatte ich nicht erreicht. Als ich mich umschaute, erkannte ich, daß ich auf einem Vordach gelandet war und das eigentliche erst weit über mir begann.

Die Sicht war nicht viel besser als auch vom Balkon aus. Um sie zu bekommen, hatte ich die Mühen überhaupt auf mich genommen, weil ich davon ausging, daß ich aus der Höhe den Yeti möglicherweise sehen konnte, wenn er sich dem Hotel näherte.

Bisher hockte ich auf dem Dachvorsprung wie eine frierende Katze, schaute in die Tiefe, wo die Dunkelheit über der weißgrauen Schneefläche lag und sich nichts bewegte.

Das Hotel besaß einen Pool hinter dem Haus. Er war im Winter zugefroren. Nicht einmal ein Licht brannte dort. Helligkeit fiel nur durch die Fenster über mir.

Um sie zu erreichen, mußte ich die mit Schnee bedeckte Dachschräge hoch. Bevor die Schräge auslief und die nächste Hauswand steil anstieg, hatte irgendein schlauer Kopf einen relativ breiten Sims angebaut, der zwar dicht mit Schnee beladen war, mir aber die Chance gab, mich auf ihm bewegen zu können.

Noch immer konnte ich mir nicht vorstellen, daß der Yeti so einfach zur Tür hereinspazieren würde.

Diese Bestie griff sicherlich dort an, wo es niemand vermutete.

Heimtückisch, von außerhalb, aber dann direkt mit einer Brachialgewalt.

Trotz der glatten Oberfläche konnte ich den Sims erreichen. Auf dem Dach waren, im rechten Winkel zu den Pfannen angebracht, die sogenannten Schneefänger. Leichtmetallgitter, die eine große Schneemasse abhielten.

Eines dieser Gitter befand sich auch in meiner Nähe. Ich bewegte mich auf allen vieren darauf zu, klammerte mich fest, zog mich weiter, passierte das Gitter und robbte zum nächsten.

Einige Minuten später hatte ich mein zweites Etappenziel erreicht. Ich sah selbst aus wie ein Schneemann. Die weiße Pracht klebte an meiner Kleidung fest, und auch an der Gesichtshaut hingen die kleinen Eiskristalle.

Die erleuchtete Reihe der Hotelfenster lag links von mir. Wenn ich mich streckte, konnte ich die Unterkanten der Balkone erreichen. Ich aber lief unter ihnen hinweg. Sie fanden sich über meinem Kopf wie schützende Dächer.

Manchmal vernahm ich Stimmen oder das Rauschen einer Wasserspülung. Es wurde geduscht, gebadet, sich herausgeputzt, um für das »Aprés Ski« schön zu sein.

Ich lief im Dunkeln weiter. Der Lichtschein über mir verlor sich bereits auf den Balkons, deshalb war ich gezwungen, meine Schritte so

behutsam wie möglich zu setzen.

Auf einmal hörte ich es!

Es war ein Schaben, dann polterte vor mir etwas, ich schaute hin und glaubte, zu sehen, daß die Schneefläche rechts von mir auf dem schrägen Dach in Bewegung geraten war.

Nein, es war nicht der gesamte Schnee. Einige Eisklumpen rollten vorbei und verschwanden.

Ohne Grund?

Ich wurde noch vorsichtiger. Die Beretta hatte ich in die rechte Tasche der gefütterten Jacke gesteckt, zog jetzt den dicken Handschuh aus, damit er mich, wenn es sein mußte, beim Schießen nicht behinderte.

Wieder klang das polternde Geräusch auf. Abermals rutschte Schnee nach. Ich blieb stehen, zog meine kleine Lampe hervor und wollte es genau wissen.

Den Strahl sandte ich in die Richtung, in der auch das Poltern aufgeklungen war.

Er glitt über den gefrorenen Schnee, so daß die Eiskristalle glänzten wie kleine Diamanten.

Da ich möglichst viel von der Fläche sehen wollte, mußte ich den Arm schwenken. Von rechts nach links glitt der Kegel über den hellen Schnee.

Da sah ich ihn!

Er hockte auf der Dachschräge wie ein dicker, schwarzer Klumpen. Dabei hatte er eine Haltung angenommen, die es ihm ermöglichte, sich mit einer Seite am Schneegitter abzustützen.

So unförmig er auch wirkte, für mich gab es keinen Zweifel, daß ich den Yeti vor mir hatte.

Ich bewegte meine Hand nicht mehr. Der Strahl konzentrierte sich jetzt auf die Gestalt, von der ich einfach mehr sehen wollte als nur ihre Umrisse.

Ich sah die gelblichen Flecken im oberen Teil des Klumpens. Das konnten nur seine Augen sein, die so böse und gleichzeitig auch sezierend blickten. Er hatte von hier aus alle Chancen für einen Überraschungsangriff bekommen. Niemand würde mit einer Attacke vom Dach her rechnen. Gleichzeitig dachte ich daran, daß mir die Chance gegeben war, den Yeti auszuschalten, ohne daß er weitere Opfer auf sein Mordkonto geladen hatte.

Meine rechte Hand war von keinem Handschuh mehr geschützt. Bevor die Finger steif wurden, wollte ich die Bestie erledigt haben. Ich holte die Beretta hervor und zielte dorthin, wo die beiden Augenpunkte so kalt leuchteten.

Bisher lief alles wunderbar, bis der Yeti plötzlich bemerkte, was los war.

Ich wußte nicht, ob er mich bewußt in Sicherheit gewiegt hatte, jetzt aber handelte er.

Mit einer plötzlichen Bewegung schaufelte er mir wahre Schneeberge entgegen. Die Sicht auf ihn wurde mir genommen, ich drückte dennoch ab, verriß den Schuß und dann klatschten die Massen gegen mich.

Die Schneeoberfläche war verdammt hart. Ich bekam es zu spüren, als mich die Ladung voll traf und mich zurückschleuderte. Fast wäre ich noch ausgerutscht, aber durch Pendelbewegungen der Arme erlangte ich mein Gleichgewicht zurück.

Der Yeti schleuderte mir die zweite Schneeladung entgegen. Sie traf mich und donnerte auch gegen die Wand hinter mir. Mein Gesicht hatte ebenfalls etwas abbekommen, das Zeug klebte an den Augen, ich wischte es mit der freien Hand weg und hörte die widerlichen Geräusche, als der Yeti vor mir erschien.

Daß er Kraft besaß, bekam ich einen Moment später zu spüren. Diesmal erwischte mich sein Prankenhieb und sorgte dafür, daß ich vom Sims geworfen wurde.

Im hohen Schnee landete ich auf der Dachschräge, dachte nicht mehr an den Einsatz der Beretta und rutschte nach unten, eingehüllt in einen Mantel aus Schnee und begleitet von Eisklumpen. Mit dem Gesicht tauchte ich dabei in die kalte Masse, wurde blind, aber mein Überlebenswille hatte sich gefestigt.

Noch vor der Dachkante mußte es mir gelingen, meine Fahrt zu stoppen, sonst stürzte ich vom ersten Stock aus in die Tiefe, und das konnte böse enden.

Der Yeti interessierte mich momentan nicht. Ich spreizte die Beine und suchte so nach einem besseren Halt, aber es war einfach zu glatt. Eine Chance, die Rutschpartie zu stoppen, bekam ich nicht.

Dann passierte es.

Es war wie bei einem Kopfsprung in den Pool. Nur befand sich unter mir kein Wasser, sondern der Boden.

Ich zählte nicht nach, wie lange ich mich in der Luft befand. Mein Herzschlag schien stehengeblieben zu sein, ich wartete auf den Aufprall und rollte mich zusammen.

Der Aufschlag!

Nicht brutal oder knochenbrechend, zwar hart, aber trotzdem weich. Ich verschwand, wieder wurde es dunkel um mich. Kälte biß in mein Gesicht, aber mir war nichts passiert.

Es dauerte einige Sekunden, bis mir dies klar geworden war. Ich hatte den kopfüber ausgeführten Sturz aus der ersten Etage tatsächlich, ohne Schaden zu nehmen, überstanden.

Was war der Grund?

Man konnte ihn als lächerlich simpel bezeichnen oder als Glück im

Unglück. Ich war in einem hohen Schneehaufen gelandet, der den Sturz gebremst und aufgefangen hatte.

Noch bestand kein Grund zum Jubeln, da der verfluchte Yeti auch weiterhin lebte, aber ich konnte ihn jetzt zum zweitenmal stellen und würde dementsprechend vorsichtiger sein.

Etwas mühselig befreite ich mich aus dem Schneehaufen, wischte auch mein Gesicht frei und trat einige Schritte zurück, um einen günstigeren Sichtwinkel zu bekommen.

In zwei Etappen wuchs das Dach des Hotels in die Höhe. Ich sah die Balkone, das Licht hinter den Scheiben, wie es auf die dicke Schneefläche floß und sich dort verteilte.

Aber wo steckte der Yeti?

Gefolgt war er mir nicht. Die Bestie mußte demnach noch auf dem Dach hocken.

Leider war es trotz allem zu dunkel.

Aber ich hörte sie. Zuerst den röhrenden und kreischenden Schrei, dann den gewaltigen Krach, als irgend etwas splitterte.

Da wußte ich, daß der Yeti einen unkonventionellen Weg gefunden hatte, um in das Hotel zu gelangen…

***

Er saß in der Halle, dachte an den Yeti und besonders an seine Frau, die ein ihm Unbekannter als Geisel genommen hatte. In seinem Innern tobte eine Hölle aus Gefühlen. Noch nie war es Dexter Haley so schwer gefallen, sich zusammenzureißen.

Hier mußte er es. Er durfte seinen Gefühlen nicht nachgeben. Am liebsten hätte er sein Gewehr genommen und wäre durch den Ort zu seinem Haus gelaufen, um mit den Gegnern abzurechnen, wie es früher die Westernhelden getan hatten.

Aber das war nicht möglich. Wenn er das tat, war das Leben seiner Frau keinen Cent mehr wert.

Hinzu kam der Yeti, der ebenfalls die Gegend unsicher machte.

Nicht nur Dexter Haley, auch John Sinclair war davon überzeugt, daß sich die Bestie nahe des Hotels aufhalten würde, wo er die meisten Opfer finden konnte.

Das war Problem Nummer zwei.

Haley kam nicht umhin, darüber nachzudenken, was er unternehmen würde, wenn der Yeti tatsächlich das Hotel angriff. Er war bewaffnet. Einmal hatte er auf die Bestie geschossen, sie aber nicht erwischt, ein zweitesmal sollte es ihm nicht so ergehen.

Aber er kam nicht.

Und auch John Sinclair ließ sich nicht blicken. Dabei hatte sich Dexter Haley so hingesetzt, daß er den Eingang beobachten konnte. Wenn der Yeti an der Tür erschien, hob sich seine kompakte Gestalt

sicherlich sehr gut hinter der Glastür und im Licht der Außenbeleuchtung ab. Sollte er das Hotel dann betreten, würde Dexter schießen, und zwar sofort. Er hoffte nur, daß in dem Augenblick keine Gäste durch die Schußlinie liefen.

Hinter sich hörte er die gedämpften Schritte eines Mannes. Er drehte sich um.

Einer der Portiers blieb neben ihm stehen und beugte sich zu ihm herab.

»Was gibt es?« fragte Haley.

Der Mann dämpfte seine Stimme. »Ich möchte Ihnen ja keine Vorschriften machen, Sir, aber wäre es nicht besser, wenn Sie woanders warten würden?«

»Weshalb?«

»Gleich setzt der Betrieb ein. Unsere Gäste werden das Dinner einnehmen. Es sind auch zahlreiche Kinder darunter. Wenn diese Sie und Ihr Gewehr hier sehen, könnten sie etwas unruhig werden.«

»Unruhig?« Dexter lachte auf und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Ich will Ihnen mal was sagen. Wenn Sie mir noch einmal mit einer solchen Lappalie kommen, gibt es Ärger. Was ist die Unruhe der Kinder schon gegen das, was eventuell auf uns zukommt.«

Der Mann krauste die Stirn. »Sorry, aber ich verstehe Sie nicht richtig.«

»Dann will ich es Ihnen sagen, Mann. Sie haben ja von den Toten gehört, die es gegeben hat.«

»Natürlich, der Grizzly…«

»Es war kein Grizzly, aber das will ich mal dahingestellt sein lassen. Wir müssen damit rechnen, daß der Mörder, wer immer es auch sein mag, sich Ihr Hotel für seine neuen Bluttaten ausgesucht hat. Begreifen Sie nun, weshalb ich hier sitze?«

Der Portier schaute Dexter Haley an, als würde er an dessen Verstand zweifeln. »Was haben Sie da gesagt?«

»Soll ich es wiederholen?«

»Nein, nein, ich habe schon verstanden.« Der geschniegelte Knabe schaute sich um. Er schluckte einige Male und holte auch tief Luft. »Ich bin völlig aus der Fassung gebracht worden. Ein Mörder will unser Hotel besuchen? Wir… wir sind ausgebucht.«

»Deshalb wird er ja kommen.«

»Und wer ist es?«

»Kein Grizzly.«

»Ein Mensch.«

»Nein, auch das nicht. Aber ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich nicht ohne Grund in Ihrer Halle sitze und warte.«

Für Dexter Haley war das Gespräch beendet. Das merkte auch der Portier und zog sich zurück.

Haley sah ein, daß der Mann recht behielt, denn die Gäste kamen tatsächlich zum Dinner. Sie liefen die breite Treppe hinab oder stiegen aus dem Lift.

Manche Mütter hielten ihre Kinder an den Händen. Die Gäste gaben sich locker, ihre Laune war hervorragend. Lachen erfüllte die Halle, nur Dexter Haley befaßte sich mit seinen trüben Gedanken.

Er dachte an die Katastrophe.

Zudem fragte er sich, aus welchem Grunde sich John Sinclair nicht blicken ließ. Wollte er sich tatsächlich nur umziehen? Haley ging davon aus, daß Sinclair dies als Ausrede gebraucht hatte.

Er nahm sein Schnellfeuergewehr und stellte es zwischen seine Beine. Wo ersaß, breitete sich neben den dicken Schuhen eine feuchte Lache aus getautem Schnee aus. Das Wasser versickerte im Teppich.

Haley wurde immer nervöser. Der innere Druck nahm zu. Wenn das Telefon an der Rezeption summte, schaute er jedesmal hin, weil er mit einem Anruf rechnete.

Weder Dr. Mertens noch seine Frau meldeten sich. Wenn er an Doris dachte, nahm der Druck noch weiter zu. Er stellte sich vor, in welch einer Lage sie sich befand. Da stand ein Fremder vor ihr, der sie mit einer Waffe bedrohte.

Seine Doris ausgerechnet. Die Frau, die sich in anderen Umständen befand und sich ebenso auf den Nachwuchs freute wie er. Beide konnten schweren Schaden erleiden. Doris gehörte nicht zu den Frauen, die so etwas ohne Nachfolgewirkungen überstanden. Gerade in der Zeit der Schwangerschaft war sie sensibel geworden.

Sinclair kam noch immer nicht.

Dexter Haley überlegte, ob er auch weiterhin in der Halle warten sollte. Ja, er würde aber nicht mehr auf seinem Platz sitzenbleiben. Der Portier schaute ihm fragend entgegen, als der Öko-Sheriff an die Rezeption trat.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Verbinden Sie mich bitte mit Mr. Sinclairs Zimmer.«

»Einen Moment, Sir.«

Die Verbindung war schnell hergestellt. Dexter bekam den Hörer in die Hand gedrückt und lauschte dem Freizeichen, das einfach nicht abreißen wollte.

Sinclair meldete sich nicht. Er war nicht in seinem Zimmer und hatte sich eine Ausrede einfallen lassen. Oder man hatte ihn so erwischt, daß er sich nicht mehr melden konnte.

Wie ging es weiter?

»Danke«, sagte Dexter und schob den Apparat wieder zurück.

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?« erkundigte sich der Geschniegelte.

»Nein.«

Haley ging wieder zu seinem Platz zurück. Die meisten Gäste waren in den beiden Restaurants verschwunden. Er hörte das Klirren der Bestecke und des Porzellans, wenn Teller leicht gegeneinander schlugen.

In den Beinen spürte er das Kribbeln. Die Nervosität drückte. Er konnte es nicht mehr länger aushalten, wollte sich auch nicht mehr hinsetzen und begann mit seiner Wanderung durch die Halle, verfolgt von den Blicken der beiden an der Rezeption stehenden Portiers.

Die Spannung stieg. Dexter Haley wurde es zu warm. Er trat ins Freie. Vor ihm schob sich die Glastür zurück. Die kalte Luft tat im ersten Moment sehr gut, und er atmete sie tief ein.

Auf der gefrorenen Schneefläche spiegelten sich die Lichter der Parkplatzleuchten. Die abgestellten Wagen waren nur durch ihre Umrisse zu erkennen, die von den hohen Schneehauben gebildet wurden.

Von den Bergen her fuhr der schärfere Wind ins Tal. Neben der Tür hing ein Thermometer. Die Temperatur lag weit unter dem Gefrierpunkt.

Haley drehte sich um und ging wieder zurück. Abermals öffnete sich vor ihm die Tür.

Er trat in die Halle, die Tür schloß sich wieder und genau zu diesem Zeitpunkt geschah es.

Irgendwo im Haus und hoch über sich vernahm er ein gewaltiges Krachen und Poltern.

Für einen Moment blieb er ebenso erstarrt stehen wie die beiden Männer an der Rezeption. Sie schauten hoch, auf ihren Gesichtern lag das Nichtverstehen.

Der Öko-Sheriff aber rührte sich. »Verdammt, der Yeti!« keuchte er und raste los…

***

Karl Mertens mußte die Worte seines ehemaligen Freundes erst verdauen. Doris Haley erging es nicht anders. Auch sie war sprachlos geworden und begriff nicht, wie jemand so grausam sein konnte. Trotz ihrer Furcht hatte sie genau begriffen, was gespielt wurde. Der Yeti handelte nicht allein aus eigenem Antrieb, er wurde von einem Menschen geführt, der eine Waffe in der Hand hielt und kalt lächelte.

»Hast du es gehört?« fragte Moore.

Mertens nickte. »Ja, ich habe dich verstanden, Jasper. Aber ich kann dich nicht begreifen. Wie ist es möglich, daß ein Mensch so tief sackt wie du?«

Moore verzog die Lippen. »Das ausgerechnet aus deinem Munde zu hören, überrascht mich.«

»Wieso?«

»Ich habe mich ein wenig über dich erkundigt. Man kommt an dich nicht heran, du wirst gut abgeschottet. Aber du hast einen wichtigen Posten in der Washingtoner Hierarchie. Du hast mit dem Geheimdienst zu tun, das wurde mir klar. Daß du aber, ein Geheimdienstmann, von Moral sprichst, kann ich nicht begreifen. Ihr habt doch keine Moral. Soll ich das aufzählen, was in den letzten Monaten in den Zeitungen gestanden hat? Dieser verdammte Sumpf unter der Oberfläche. Gewisse Geschäfte mit feindlich gesonnenen Regierungen, Geldschiebereien und…«

»Jasper«, unterbrach Mertens den Mann. »Du verwechselst hier Äpfel mit Birnen.«

»Das glaube ich kaum. Ich wollte dir nur deine Moral vor Augen halten. Du solltest über mich nicht richten, Karl.«

»Mir würde es aber nie in den Sinn kommen, ein Monster auf unschuldige Menschen loszuschicken.«

»Das glaube ich dir sogar. Aber du bist auch einen anderen Weg gegangen, Karl. Ich bin der Forscher, ich bin der Entdecker, der keine Anerkennung fand, auch bei dir damals nicht. Niemand wollte mir glauben, aber ich habe es geschafft.«

»Das streite ich nicht ab, Jasper. Nur mußt du mir den Grund erklären, weshalb du den Yeti morden läßt. Der Triumph, durch den Beweis seiner Existenz deine Kollegen vom Gegenteil zu überzeugen, hätte viel größer ausfallen können.«

Moore beugte sich vor. Seine Augen weiteten sich. »Ja, du hast recht, Karl. So habe ich auch gedacht. Als ich jedoch meine Kollegen und die Welt der Wissenschaft von der Existenz des Yetis überzeugen wollte, hat man mich ausgelacht und wiederum für einen Spinner gehalten. Man ließ es nicht einmal zu einer Demonstration kommen. Jedesmal wurde ich von den arroganten Typen abgewiesen.«

»Die Zeit war nicht reif.«

»Ist sie es jetzt?«

»Ich meine schon.«

»Und wieso?«

»Weil die Welt allmählich zu glauben beginnt, daß der Yeti tatsächlich existiert. Ein berühmter Bergsteiger hat ihn auf seiner letzten Himalaya-Tour gesehen. Jetzt wäre auch für dich der Zeitpunkt gekommen, es zu versuchen. Aber was machst du? Genau das Gegenteil von dem. Du hast deinem Haß freie Bahn gelassen. Morde kommen auf dein Konto, obwohl der Yeti sie ausführte. Karl, du trägst daran die eigentliche Schuld, denn dir gehorcht die Bestie.«

»Ja, sie gehorcht mir wie ein Hund.«

»Was ich wiederum nicht begreifen kann.«

»Es ist ganz einfach. Erinnere dich daran, als ich dir den jungen Yeti zeigte. Er hatte damals nichts, keine Eltern, die ihn großzogen, aber

ich war da. Und ich habe ihm die Eltern ersetzt. Wie ein Flaschenkind habe ich ihn gefüttert. Er war für mich mein Kind. Ich, habe ihn auf seinem Weg begleitet, und wenn er jeden Menschen angreift, mich nicht, Karl. Ich bin ihm Vater und Mutter zugleich.«

»Und heute nacht willst du ihn morden lassen?«

»Es wird dazu kommen.«

»Nenn mir doch den Grund, zum Teufel!«

»Weil die Welt endlich von mir erfahren soll! Von meinen Taten, von meinen Erfolgen.«

Dr. Mertens ließ sich zurückfallen und schlug gegen seine Stirn. »Das kann doch nicht wahr sein. Ist der Grund tatsächlich nur diese angebliche Nichtachtung gewesen?«

»Sie hatten Zeit genug. Ich war fair zu ihnen.«

Dr. Mertens winkte ab. »Unter Fairneß verstehe ich allerdings etwas anderes. Mich würde noch interessieren, weshalb du mich unbedingt töten willst, Jasper?«

»Das ist einfach. Du bist es damals gewesen, der dafür plädiert hat, den Yeti zu töten.«

»Das wäre am besten gewesen. Ich hätte es damals tun sollen, dann wären die sechs Menschen noch am Leben.«

Moore grinste kalt. »Aber du hast es nicht getan. Du standest ihm, als mein Freund, nicht einmal positiv gegenüber. Und das, Jasper, habe ich dir nie vergessen.«

»Okay, ich weiß jetzt, weshalb du mich haßt. Aber weshalb sollen Dexter Haley, John Sinclair und die Frau sterben? Was haben sie dir getan?«

»Das ist noch einfacher. Haley schoß auf mein Kind. Ja, ich bezeichne den Yeti als mein Kind. Er wagte es, mit einem Gewehr auf ihn zu schießen. Stell dir das einmal vor. So etwas ist kaum zu fassen, aber er machte es trotzdem.«

»Und weiter…?«

»Sinclair gehört zu dir. Ihr beide wolltet den Yeti jagen. Du hast ihn mitgebracht, weil du dich allein zu schwach fühltest. Aber ich sage euch, ihr seid beide schwach. Der Yeti und ich sind euch in allen Belangen überlegen.«

»Dann laß wenigstens die Frau laufen.«

»Das könnte ich mir sogar überlegen«, erwiderte Moore. »Sie ist im Prinzip unschuldig. Ich brauchte sie nur als Druckmittel, um dich in meine Gewalt zu bekommen. Das ist mir gelungen. Wie gesagt, es ist nicht sicher, ob ich sie tatsächlich laufenlassen werde. Es dauert nicht mehr lange, dann wird das Chaos über dieses Tal hereinbrechen. Mein Kind ist bereits unterwegs.«

»Greift er das Mountain King an?« fragte Mertens.

»Ja.«

Mertens griff zur Brille und setzte sie ab. Er putzte die Gläser, die in der Wärme beschlagen waren.

Moore ließ es geschehen. Erst als Mertens die Brille wieder aufgesetzt hatte, sagte er: »Eigentlich ist es schade, daß ich dich erschießen muß.«

»Dann laß es doch bleiben.«

Moore lachte meckernd. »Nein, ich hätte dich dem überlassen sollen, den du damals schon hast töten wollen. Der Yeti hätte dich zer…«

»Es reicht, Jasper, ich weiß Bescheid.«

Moore fühlte sich überlegen. »Nervlich angeschlagen, mein Freund?«

»Nein, ich denke nur an Mrs. Haley, die du in deinen Rachefeldzug mit einbezogen hast.«

Moore wechselte den Blick und schaute auf Doris. »Hast du wirklich Angst, Lady?«

Sie rührte sich nicht. Die berühmte Salzsäule war nichts gegen sie. Doris atmete durch die Nase, ihr Schnauben war zu hören, der Blick war furchterregend.

»Du kannst dich ruhig setzen, Lady!«

Doris schrak zusammen, bevor sie heftig nickte. Sie tastete wie ein Blinder, bevor sie das Sitzmöbel zu sich heranzog, um sich dort niederzulassen.

»So«, sagte Moore, »kommen wir zum eigentlichen Punkt, Karl. Nämlich deinem Tod.«

Damit hatte Mertens gerechnet. Er war in der Tat ein eiskalter Bursche. Während des Gesprächs hatte sich sein Gehirn gleichzeitig damit beschäftigt, einen Ausweg aus der Lage zu suchen. Eine Kugel ist immer schneller als die Reaktion eines Menschen, besonders dann, wenn sie aus einer so kurzen Distanz abgefeuert wird.

Aber es gab einige Tricks, die Mertens einsetzen wollte. Nur armweit entfernt stand der Tisch. Er sah nicht allzu stabil aus. Mit einem harten Tritt konnte er ihn aus der Ruhelage bringen und auf seinen Widersacher zustoßen. Dann brauchte er sich nur mehr aus dem Sessel auf seine Waffe zu hechten.

Das alles dachte er vor und zurück, doch er sah keinen Grund für einen absoluten Erfolg.

Jasper Moore stand auf. »Es ist soweit«, sagte er mit rauh klingender Stimme. »Wir haben genug geredet, ich werde dich nun erschießen, und das mache ich im Stehen…«

Da trat Karl Mertens zu.

Mit dem rechten Fuß hämmerte er gegen das Tischbein und mit der Spitze gleichzeitig unter die Platte, so daß der kleine Tisch nicht nur vorflog, dabei noch in die Höhe gerissen wurde.

Jasper Moore erstarrte. Damit hatte er nicht gerechnet und feuerte erst dann, als der Tisch gegen seine Beine schlug.

Da flog Mertens bereits aus dem Sessel…

***

Über meinen Rücken rann ein kalter Schauer. Es lag nicht an der Temperatur, sondern daran, daß ich dieses berstende und krachende Geräusch vernommen hatte.

Es konnte nur eines bedeuten. Der Yeti hatte es dank seiner Kraft geschafft, das Dach zu durchbrechen. Jetzt befand er sich im Innern des Hotels.

Ich lief einige Schritte zurück, so daß ich besser gegen das Dach schauen konnte.

Die Bestie war nicht zu sehen. Aber ich sah die Trümmer, die vor kurzem noch ein Balkon gewesen waren. Der Yeti hatte ihn regelrecht zerhämmert. Einige Teile waren in die Tiefe gefallen, auf der Schneefläche liegengeblieben und rutschten allmählich nach unten.

In der ersten Etage mußte der Yeti das Hotel betreten haben.

Hier draußen hielt mich nichts mehr. So gut es auf dem glatten Boden eben möglich war, rannte ich um das Haus herum und ärgerte mich darüber, wie weit die Strecke plötzlich war.

Die Angst um die Hotelgäste trieb mich voran wie unsichtbare Peitschenschläge.

Viel zu lange dauerte es mir, bis sich die Glastür vor mir zur Seite schwang. Mit einem Sprung stand ich im Foyer, sah ratlose Kellner und die beiden Portiers hinter der Empfangstheke, die kreidebleich geworden waren.

Dexter Haley entdeckte ich nicht.

Mit großen Schritten durchquerte ich die Halle. Meine Frage riß die Männer aus ihrer Erstarrung.

»Wo ist Dexter Haley?«

Sie brauchten mir keine Antwort zu geben, denn wir drei hörten die Schüsse gleichzeitig.

Sie waren über uns aufgeklungen!

***

Dr. Karl Mertens hörte weder das Sirren der Kugel, noch spürte er den Einschlag in seinem Körper, als er auf dem Boden landete. Ihm war klargeworden, daß er es tatsächlich geschafft und Jasper Moore vorbeigeschossen hatte. Einem seiner Agentenprofis wäre dies kaum passiert, aber Moore war ein von Haß, getriebener, enttäuschter Wissenschaftler, der auch überreagierte.

Karl Mertens dachte nur an seine Waffe und rollte sich dabei über den Boden. Er mußte einfach in die Nähe gelangen, aber sie lag verdammt weit weg.

Moore kreischte. »Du Hund, diesmal legst du mich nicht rein.«

Mertens drehte sich auf dem Boden liegend und sprang hinter einen

der wuchtigen Sessel.
Wieder feuerte Moore.
Diesmal hackte die Kugel in die dicke Rückenlehne des Sessels und blieb dort stecken.
Daß die Beine des Möbelstücks metallene Gleitköpfe besaßen, entdeckte Mertens erst jetzt. Er schaute rechts am Sessel vorbei, sah seinen ehemaligen Freund durch das Zimmer irren und setzte alles auf eine Karte. Mit einem gewaltigen Stoß katapultierte er den Sessel in Richtung des Mannes.
Moore sah ihn zwar, doch es gelang ihm nicht, ihm auszuweichen. Zwar konnte er noch zur Seite springen, aber die Lehnenkante erwischte ihn am linken Bein und in Kniehöhe.
Moore fluchte wütend und knickte ein.
Mertens war wieder auf den Beinen.
Er hatte jetzt freie Bahn, um an seine Waffe zu gelangen.
Doris Haley schaute aus angststarren Augen zu, in welch eine Gefahr sich Karl Mertens begeben hatte.
Auch sie sah seinen letzten Hechtsprung, der ihn in die Nähe der Waffe brachte.
Mertens war kein austrainierter Kämpfer und rollte sich auch nicht geschickt über die Schulter ab.
Deshalb prallte er so hart auf den Boden. Dabei schlug sein Kopf nach vorn, das Kinn tickte auf, für einen Moment sah er Sterne und hörte auch, wie das Glas seiner Brille zerbrach.
Aber die Waffe lag in seiner Nähe.
Seinen rechten Arm streckte er aus. Den Revolver erkannte er als verschwommenes Etwas und hieb seine flache Hand auf den Griff, bevor er sie zur Faust schloß, den Arm anzog und sich auf die Seite wälzte.
Mitten in der Bewegung traf ihn die Kugel!

***

Dexter Haley hatte keine Sekunde gezögert, als der gewaltige Krach über ihm aufgeklungen war. Er kannte das Hotel mittlerweile sehr gut und war zu Fuß, wenn er sich beeilte, schneller als mit dem Lift.
Wie ein Wiesel huschte er die Treppe hoch. Mit dem Gewehrkolben schlug er noch einen am Rand der Treppe stehenden Blumenkübel in Scherben, das nahm er nicht einmal am Rande wahr.
Vor ihm tat sich der Gang auf.
Mit im Hüftanschlag angelegten Schnellfeuergewehr betrat der Öko-Sheriff den Gang.
Vom Yeti sah er nichts!
Die Bestie hielt sich verborgen, aber sie hatte Spuren hinterlassen. Etwa zehn Yards entfernt, war auf der linken Seite eine Tür regelrecht

aus der Fassung herausgefetzt worden. Da mußte der Yeti mit einer wahren Brachialgewalt angegriffen haben. Die Trümmer der Tür verteilten sich im Flur.

Sehr gespannt und auch vorsichtig schlicht Dexter Haley auf die Tür zu. Er spürte im Nacken den kalten Schweiß, sein Herzschlag raste, dennoch war er nicht mehr so nervös wie unten in der Halle, als er gewartet hatte.

Der Yeti verhielt sich ruhig. Er stöhnte, atmete und keuchte nicht. Die Bestie schien von der Stille regelrecht eingepackt worden zu sein.

Zum Glück befand sich kein Gast mehr auf seinem Zimmer. Die Menschen saßen beim Essen.

Wahrscheinlich hatten sie nicht einmal das Poltern mitbekommen.

»Zeig dich, du verfluchte Bestie!« knirschte Dexter. »Los, zeig dich doch!«

Der Yeti hielt sich zurück.

Und Dexter ging weiter. Er spürte plötzlich den kühlen Luftzug, der aus dem Zimmer mit der zerstörten Tür drang und sein Gesicht streichelte. Für ihn war es ein Beweis, daß der Unhold auch die Fensterscheibe zerstört hatte.

Neben der- Tür und zwischen den Trümmern blieb Dexter stehen. Er hatte die Bestie nicht gesehen, doch er wußte, daß sie rechts neben ihm im Zimmer auf ihn wartete.

Wie sollte er vorgehen?

In den Raum hineinspringen, sich fallen lassen und einfach schießen? Das sah im Film immer so gekonnt aus. Er aber war kein John Wayne und würde seine Schwierigkeiten bekommen.

Lange warten durfte er auch nicht.

Die Bestie mußte einfach erledigt werden.

Drei Sekunden verstrichen.

Aus dem Foyer hörte er einen Ruf. Das machte ihn nervös, trieb ihn gleichzeitig an.

Dexter sprang vor, drehte sich um neunzig Grad nach rechts und feuerte in das Hotelzimmer hinein.

Er handelte einfach auf gut Glück und hatte den Yeti auch nicht erwischt, denn die Kugeln rasten durch den kleinen Flur in den sich anschließenden Wohnraum.

Dexters Augen brannten. Nicht da! schoß es durch seinen Kopf. Er ist nicht da!

Dabei hätte er nur nach links zu schauen brauchen, denn dort befand sich das Bad.

In halber Türhöhe schoß ein Schatten hervor. Blitzschnell und ungemein zielsicher.

Er griff zu.

Dexter war zu langsam, um noch reagieren zu können. Etwas raste

durch seine Hände. Es war der Schaft des Gewehres, denn der im Bad lauernde Yeti hatte den Lauf gepackt und mit seiner übermenschlichen Kraft Dexter die Waffe aus der Hand gerissen.

Haley drehte sich um.

Er sah die gewaltige Gestalt, die geduckt in der Türöffnung stand. Die grausamen Augen über dem Schlund, aus dem Geifer rann, und er bekam mit, wie der Unhold sein Schnellfeuergewehr in der Mitte nach unten bog. So immens war seine Kraft.

Die Waffe war für den Yeti nur ein Spielzeug, mit dem er nichts anfangen konnte. Er schleuderte sie hinter sich, wo sie auf die Fliesen prallte und anschließend gegen den Wannenrand schlug.

Dann kümmerte sich die Bestie um Dexter Haley.

Der wußte von der Gefahr. In den letzten zwei Sekunden hatte er den Schock wieder überwunden, sein Gehirn arbeitete klar und nüchtern. Er mußte weg.

Dexter sprang zurück.

Es war eine wuchtige Bewegung. So heftig, daß er mit dem Rücken vor die gegenüberliegende Gangwand prallte und für einen Moment aus dem Konzept geriet.

Der Yeti nutzte die Chance!

Wie ein haariger und mit Fell bedeckter, klumpiger Berg erschien er im Ausschnitt der Tür. Dort hielt er sich keine Sekunde auf. Wie ein Rammbock wuchtete er seinen mächtigen Körper vor und hätte Dexter Haley erwischt, wäre dieser nicht mit einem gewaltigen Satz zur Seite und in Richtung Treppe gesprungen.

So prallte die Bestie gegen die Wand. Dexter hätte es nicht gewundert, wenn sie ebenfalls zusammengebrochen wäre.

Er war waffenlos, und mit bloßen Fäusten würde er nie den Yeti erledigen können.

Da blieb nur die Flucht.

Gleichzeitig dachte er daran, daß er auch die anderen Gäste und das Hotelpersonal warnen mußte.

Wenn es dem Yeti gelang, in das Foyer einzudringen, wo auch die Restaurants so nahe lagen, konnte für nichts mehr garantiert werden.

Noch bevor der Yeti ihn erwischen konnte, erreichte Dexter die Treppe. Die ersten vier Stufen nahm er mit einem gewaltigen Sprung und schrie plötzlich auf, als eine Gestalt vor ihm erschien, gegen die er prallte…

***

Die Gestalt war ich!

Auch ich wußte, daß es auf Sekunden ankam und war schnell die Treppe hochgerannt. Am Geländer hielt ich mich fest, ich dachte nur an die Schüsse und die sich daraus ergebenden Situationen. Die

Treppe kam mir zudem fast endlos vor. Sie besaß drei Kehren, aus welchen Gründen auch immer, mich jedenfalls kostete sie Zeit.

Die Schritte warnten mich leider zu spät. Wie einen Schatten sah ich Dexter Haley von oben herabkommen, und dann passierte etwas, das in eine Komödie gepaßt hätte.

Wir beide prallten zusammen.

Keinem war es mehr gelungen, dem anderen auszuweichen. Etwas rammte in meinen Magen, wahrscheinlich ein Ellbogen. Der Schmerz raubte mir fast die Besinnung.

Zusammen mit Dexter wirbelte ich zurück. Wir krachten gemeinsam auf die mit einem Teppich bedeckten Stufen, hielten uns gegenseitig fest und rollten wie ein Knäuel aus Leibern und Armen die Treppe hinab, wobei wir vor der letzten Stufe erst zur Ruhe kamen und die beiden Portiers hastig zur Seite sprangen.

Dexter rutschte weg, er blieb auf dem Bauch liegen, ich auf der Seite, und ich hörte ihn fluchen.

»Verdammt noch mal!« ächzte er. »Ich habe ihn gesehen.« Er stemmte sich hoch und hielt seine linke Schulter. »John, er hat mein Gewehr verbogen.«

Ich hörte den Kommentar, als ich mich aufrichtete und den schmerzenden Rücken durchbog. Irgendwo hatte ich etwas abbekommen, aber darum konnte ich mich nicht kümmern.

»Wo will er hin?« schrie ich.

»Keine Ahnung. Vielleicht nach unten und…« Dexter schwieg für einen Moment. Dann schrie er:

»Da!«

Ich schaute zur Treppe.

Der Yeti kam. Er ging nicht, er fiel auch nicht, wie es bei uns der Fall gewesen war, dieser Unhold sprang mit einem gewaltigen Satz die Treppe hinab, um mich in den Foyerboden zu rammen…

***

Dr. Karl Mertens wußte nicht einmal, wo ihn die Kugel erwischt hatte. Er hatte den Schlag gespürt, die sekundenlange Lähmung danach, dann war der Schmerz gefolgt.

Er konzentrierte sich nicht auf einen Punkt, sondern zog sich quer und längs durch den Körper. Mertens verspürte ihn in der Hüfte, im Rücken, an der Schulter.

Er lag auf dem Bauch und wußte, daß er verloren hatte. Aber er wollte nicht verlieren.

Noch hielt er die Waffe fest, und als er versuchte, sein Bein anzuziehen, wunderte er sich darüber, daß es klappte. Er konnte sich also bewegen, vielleicht auch herumrollen.

Das tat er.

Im Ansatz blieb er stecken, denn ein Schatten fiel über sein Gesicht. Er gehörte zu seinem ehemaligen Freund Jasper Moore, der mit ruhigen Schritten auf ihn zugekommen war und jetzt neben ihm stehenblieb.

Mertens blieb starr liegen. Beide Brillengläser waren zerbrochen. Das Gestell hing noch schief auf seinem Gesicht und gab ihm einen lächerlichen Ausdruck.

Er schaute hoch.

Moore blickte nach unten, so daß sich ihre Blicke zum gleichen Zeitpunkt trafen.

Das sonst blasse Gesicht des Jasper Moore hatte eine fast hektische Röte angenommen. Beinahe vorwurfsvoll schüttelte er den Kopf, bevor er kalt lächelte und dabei sagte: »Du versuchst es immer wieder, mein Freund, aber du wirst verlieren.«

»Was willst du? Noch einmal schießen?«

»Ja, mein Freund. Eine Kugel hat für dich nicht gereicht. Du bist zäh, zäher als ich annahm.«

»Ja, manchmal kann man sich eben täuschen.«

»Aber das ist jetzt vorbei.«

»Wo hast du mich erwischt?«

»Irgendwo zwischen Rücken und Oberschenkel. Du hättest dich nicht so hektisch bewegen sollen, Karl, dann hättest du es bereits hinter dir gehabt. So aber wirst du noch die heiße Todesangst spüren, die in dir steckt und dich quält.«

»Und es macht dir nichts aus, einen alten Freund zu töten?« fragte Karl Mertens keuchend.

»Du hättest den Yeti auch getötet.«

»Verdammt, er ist kein Mensch, eine mordende Bestie. Begreifst du den Unterschied nicht?«

»Für mich ist er ein Mensch.«

»Du bist verrückt!«

Jasper Moore verzog spöttisch die Lippen. »Ich weiß überhaupt nicht, weshalb du dich in deiner Todesstunde noch so aufregst. Es läuft alles so, wie ich es will. Diesmal, Karl, bin ich der Stärkere von uns beiden, das steht fest. Früher warst du es, aber heute…«

»Schieß endlich, verdammt!«

»Ja, mein Freund, den Gefallen werde ich dir tun.« Jasper Moore ging einen Schritt zurück und senkte den Lauf der Waffe, so daß Mertens aus seiner liegenden Lage schräg hoch und in das dunkle Loch hineinschauen konnte.

Er sah auch den Finger seines Freundes, der, sich um den Abzug gelegt hatte.

Mertens selbst hielt eine Waffe in der Hand, nur würde er nicht mehr dazu kommen, sie einzusetzen.

Moore war immer schneller.

Die Spannung war ein wenig abgefallen. Mertens spürte jetzt auch wieder die Schmerzen, die sich wie ein Strahlenfeld in seinem Körper ausbreiteten.

Seltsamerweise konnte er in diesen langen Sekunden auch ohne Brille klar sehen. Er erkannte, daß sich der rechte Zeigefinger seines ehemaligen Freundes bewegte und der Abzugshahn bald den Druckpunkt erreicht haben würde.

Aber er sah auch die Frau!

Doris Haley war in diesen letzten Augenblicken über sich selbst hinausgewachsen. Sie war vom Stuhl aufgestanden und hielt mit beiden Händen eine Blumenvase fest. Die Arme schwang sie hoch über den Kopf, bemühte sich, so leise wie möglich zu gehen und hatte Jasper Moore schon fast erreicht.

Mertens wollte ihr helfen.

Deshalb schrie er, um Geräusche zu überdecken. »Nein, bitte nicht. Ich habe Angst, ich habe…«

Moore schüttelte den Kopf.

Noch in der Bewegung traf ihn die Vase!

***

Zum erstenmal sah ich das Gesicht des Yetis im Hellen aus der Nähe.

Es war eine furchtbare Fratze. Kein Affengesicht, nein, eine Mischung zwischen Wolf, Bär und Gorilla. Ich sah die gelben Augen, das weit aufgerissene Maul, den Geifer aus der Höhlung sprühen, und ich erkannte die Pranken mit den langen Nägeln, die so schreckliche Wunden reißen konnten.

Dann prallte er auf.

Und zwar an der Stelle, an der ich vor kurzer Zeit noch gestanden hatte.

Mit einer blitzschnellen Bewegung war es mir gelungen, dem Yeti zu entwischen. Er wuchtete sich ins Leere. Der Boden erzitterte unter dem gewaltigen Aufprall.

Aber er fiel nicht hin, sondern fuhr herum und schnellte gleichzeitig in die Höhe.

Die Angestellten des Hotels spritzten zur Seite, aus dem Restaurant kamen ausgerechnet in diesem Augenblick einige Gäste, die natürlich konsterniert stehenblieben, als sie die haarige und pelzige Bestie sahen.

Der Yeti richtete sich auf.

Ich schaute zu, wie er vor mir in die Höhe wuchs. Er war gewaltig, größer, als ein Mensch oder ein Menschenaffe je werden konnte. Wenn er die Arme reckte, konnte er gut und gern die hochliegende Decke erreichen. Dieses Monster riß alles mit.

Und ich stand ihm gegenüber.
Vielleicht trennten uns fünf Schritte, mehr aber nicht. Die anderen Personen hatten sich in Sicherheit gebracht. In diesem Augenblick dachte ich daran, daß ich keinen dämonischen Gegner vor mir hatte, auch wenn der Yeti so aussah.
Er war ein Ungeheuer, doch kein Werwolf oder irgendeine Bestie aus den tiefen Reichen einer dämonischen Welt. Für sie brauchte ich das Kreuz nicht und eigentlich auch keine geweihten Silberkugeln.
Ich zog die Beretta.
Da schrie eine Stimme hinter dem Yeti auf.
»Das ist doch der Killer, Dad!«
Auch der Yeti hörte mit. Vielleicht war es die Stimme, die ihn dazu trieb, sich anders zu entscheiden, jedenfalls wirbelte er auf der Stelle herum, zerfetzte mit seinen Fußkrallen noch den Teppich und jagte auf den Rufer zu.
Es war ein ungefähr zwölfjähriger Junge…

***

Doris hatte sich selbst überwunden und mit der bunten, großen Tonvase seitlich zugeschlagen. Sie traf den Kopf des Mannes mit voller Wucht, blieb dabei noch heil, aber Moore konnte diesen Treffer nicht mehr ausgleichen.
Er kippte nach links weg.
Ungewöhnlich grotesk wirkte er in der Haltung. Steif wie ein Baum, der gefällt wird.
Dennoch drückte er ab.
Wieder vernahm Karl Mertens den Schuß. Diesmal jedoch traf die Kugel ihn nicht. Sie hieb schräg in den Teppich und hinterließ in ihm ein Loch als Andenken.
Jasper Moore fiel quer über einen Sessel, der seinen Fall noch dämpfte, sonst wäre er auf, den Boden geschlagen. Doris stand unbeweglich. Sie schaute zu, doch sie schien die Vorgänge nicht mitzubekommen.
Dafür Karl Mertens. Das Eingreifen der Frau hatte ihm eine Chance ermöglicht, mit der er niemals mehr gerechnet hatte. Deshalb mußte er sie auch konsequent nutzen.
Leider war Moore nicht bewußtlos geworden. Er lag benommen quer über dem Sessel. Mertens hörte ihn keuchen und gleichzeitig auch fluchen. Er würde sich wieder fangen und es noch einmal versuchen. Dieser Mann wurde von einer Kraft angetrieben, der Mertens kaum etwas entgegensetzen konnte.
Bis auf seinen Lebenswillen.
Und den aktivierte er.
Er wollte sich nicht so einfach fertigmachen lassen. In seiner rechten

Faust befand sich der Griff des Revolvers. Die Waffe war völlig in Ordnung, er konnte damit schießen, und er würde es auch tun, wenn er die Kraft dazu fand.

Trotz seiner schweren Verletzung bewegte er sich auf die Seite. Dabei rief er nach Doris, die erst beim zweiten Ruf reagierte, die Vase abstellte und zu ihm kam.

»Bitte, heben Sie mich an…«

»Aber ich…«

»Machen Sie schon!« keuchte Mertens. Er hatte gesehen, daß sich Moore ebenfalls regte und sich dabei über den Sessel rollte. Halb auf der Sitzfläche liegend, drehte er sich herum, stützte sich mit dem linken angewinkelten Arm auf der Fläche ab und schwang den rechten mit.

Auch Mertens saß inzwischen. Doris hatte ihn so hingesetzt, daß er mit dem Rücken am Sessel lehnte und so einen einigermaßen Halt bekommen hatte.

Es fiel ihm schwer, den rechten Arm zu heben. Der Revolver schien plötzlich Tonnen zu wiegen.

Vor seinen Augen bewegten sich Kreise, die Gestalt seines Freundes verschwamm.

Dennoch bekam er mit, daß Jasper Moore nicht aufgab.

Er wollte töten!

Und Mertens wollte leben.

Moore hob den Revolver an, Mertens tat es ihm nach. Beide zielten jetzt aufeinander, und beide berührten mit dem rechten Zeigefinger den Abzug. Es kam auf die berühmten Bruchteile von Sekunden an, wer von ihnen schneller war.

»Fahr zur Hölle!« keuchte Jasper Moore. »Der Teufel soll dich…«

In seinen letzten Satz fiel der Schuß.

Moore konnte die Worte nicht mehr beenden. Er bekam den letzten Schlag in seinem Leben, der ihn ungefähr dort erwischte, wo das Herz unter der Brust schlägt.

Es war ein wuchtiger, ein alles vernichtender Hammerschlag, und sein rechter Waffenarm sank nach unten. Jasper Moore fand auch jetzt nicht die Kraft, noch einmal abzudrücken. Seine Augen brachen, der Körper neigte sich nach vorn, bevor er schwer zu Boden schlug.

Dr. Mertens aber hockte noch immer auf dem Boden, mit dem Rücken gegen die Sitzkante des Sessels gelehnt. Auch sein Arm war nach unten gesunken. Die Faust hatte er geöffnet, die Waffe lag direkt neben ihm auf dem Teppich.

Er stierte ins Leere.

Dann sah er Doris kommen. Sie schritt um ihn herum, schaute sich den Toten an und schlug die Hände vor ihr Gesicht, während ein gepreßt klingendes »Mein Gott!« aus ihrem Mund drang.

Das hörte Karl Mertens nicht mehr. Die gnädigen Schatten der Bewußtlosigkeit hielten ihn umfangen…

***

Ich hatte plötzlich das Gefühl, als würde meine Beretta von allein schießen.

Daß ich es war, der abdrückte, bekam ich kaum mit. Aber es gab nur diese eine Möglichkeit, um das Kind und auch die anderen Personen vor den Klauen des Yetis zu bewahren.

Und meine Kugeln trafen!

Ich hörte den Yeti schreien, jaulen und brüllen. Sah, wie er zusammenzuckte, wie sich seine Laufrichtung änderte und er nach rechts hin abgedrängt wurde, wo er genau auf eine offene Lifttür zulief.

Der Aufzug war breit genug, um ihn durchzulassen. Er stolperte hinein, prellte gegen die Innenverkleidung und berührte mit den Schultern die Etagenleiste.

Die Tür schloß sich, bevor ich sie noch erreichen konnte, und der Lift ruckte zu.

Mit wenigen Sprüngen war ich da und drückte auf den untersten Knopf, um die Kabine wieder herzuholen.

Dexter Haley stand plötzlich neben mir. »Du… du hast ihn mehrmals getroffen. Kann das gereicht haben?«

Ich lud meine Waffe nach und sagte: »Das werden wir gleich sehen. Bleib lieber zurück.«

Natürlich waren die Schüsse gehört worden. Ich glaube, es gab wohl keinen Gast mehr, der sich noch im Restaurant aufhielt. Vor der offenen Doppeltür hatten sich die Urlauber versammelt und starrten zu uns hin. Flüsternd wurde verbreitet, was geschehen war. Die meisten konnten es kaum fassen.

***

Anhand der erleuchteten Knöpfe ließ sich auch von außen genau verfolgen, wo sich der Lift befand.

In der vierten Etage stoppte er. Es dauerte etwas, bis das Licht unter dem Knopf erlosch und ein anderes aufleuchtete.

Das der dritten, der zweiten, der ersten Etage…

»Geh zur Seite!« befahl ich Dexter Haley und senkte den rechten Arm, weil ich direkt, wenn sich die Türen öffneten, in die Kabine zielen wollte.

Sie schwangen nach links und rechts weg, die Lücke wurde größer - und…

Ich entspannte mich wieder.

Der Yeti lag abermals wie ein dicker, großer, braunschwarzer Klumpen auf dem Boden und rührte sich nicht mehr. Nur mit einem

Unterschied. Diesmal befanden sich mehrere Einschußlöcher in seinem Fell. Er würde niemals mehr aufstehen.

Von mir fiel die Spannung ab, als ich auf ihn zuging und meine Hand unter sein Kinn drückte.

Die Augen mit dem gelblichen Ausdruck waren totenstarr. In dieser Bestie steckte kein Leben mehr.

Dexter Haley kam zu mir. »Du siehst aus, als würde es dir leid tun!«

Ich hob die Schultern. »Das ist zuviel gesagt, aber ich hätte ihn trotzdem gern lebendig gesehen, verstehst du? Wer weiß, wann die Welt mal wieder einen Yeti findet. Man hätte ihn studieren und erforschen können, so aber ist er tot…«

»Und Menschenleben sind gerettet worden.«

»Richtig. Deshalb bin ich ja froh, daß es ihn nicht mehr gibt.«

»Mr. Haley, Telefon!« Von der Rezeption her wurde der Öko-Sheriff gerufen.

»Mein Gott, Doris!« keuchte er.

»Es ist Ihre Frau.«

Mehr stolpernd als laufend erreichte Haley sein Ziel. Er fiel fast über die Theke, ich hörte ihn sprechen und vernahm auch die Erleichterung in seinen Worten.

»Was sollen wir mit dem Körper denn machen?« wurde ich gefragt.

»Schaffen Sie ihn erst einmal weg. Vielleicht interessieren sich noch die Wissenschaftler dafür.«

»Ja, das ist gut, Sir.«

Ich ging auf die Sitzgruppe zu und hockte mich neben einen Sessel auf die Tischkante.

Haley hatte sein Gespräch beendet. »Sie lebt, John, ich werde sie jetzt abholen.«

»Und Dr. Mertens.«

»Ist angeschossen, lebt auch, aber Moore ist tot. Er hat das Geheimnis seiner Rückkehr mit in den Tod genommen.«

»Ich gehe mit.«

Minuten später hatten wir das Haus erreicht. Dexter und Doris fielen sich in die Arme. Ich aber ging in den Livingroom, wo sich das Drama abgespielt hatte.

Dort fand ich einen Toten und einen Verletzten. Die Kugel steckte in Mertens Hüfte, das würde er überleben.

In Culver praktizierte auch ein Arzt. Den rief ich an. Dann stellte ich mich ans Fenster und rauchte eine Zigarette.

Die Begegnung mit einem Yeti lag nun hinter mir. Ich aber würde sie nie vergessen…

ENDE